BLAULICHT 245

Rainer Fuhrmann ★★★★★

Kantharidin

Blaulicht 245

Rainer Fuhrmann
Kantharidin

Kriminalerzählung

Verlag Das Neue Berlin

1. Auflage
© Verlag Das Neue Berlin, Berlin · 1985
Lizenz-Nr.: 409-160/127/85 · LSV 7004
Umschlagentwurf: Rolf Xago Schröder
Printed in the German Democratic Republic
Gesamtherstellung: (140) Druckerei Neues Deutschland, Berlin
622 655 8

00045

1.

Das Tier tastete sich langsam über den Sand. Streckte abwechselnd zuerst die eine, dann die andere Schere vor. Den Schwanz steil über den gepanzerten Rücken gebogen, den schwärzlichen dünnen Stachel drohend nach vorn gerichtet. Von Zeit zu Zeit blieb es ruckartig stehen, als achte es auf ein Geräusch. Seine Sinneshaare glitzerten im rötlichen Licht. An der linken oberen Ecke des Terrariums klebte ein Schild: Scorpio maurus, Weibchen, Einzelexemplar.

Ein Skorpion, das sah jedes Kind.

Darüber ein anderer Glaskäfig mit einer auf einem Ast lauernden großen schwarzbraunen Spinne, vom Schild als »Lycosa tarantula« ausgewiesen. Vermutlich eine Tarantel. Im Terrarium daneben bot sich ein erfreulicherer Anblick: eine Schar prächtiger metallisch-grün glänzender Käfer. Auf dem Schild stand »Lytta vesicatoria«. Ein bombastischer Name für die kleinen, nur etwa zweieinhalb Zentimeter langen Tierchen. Sie sahen harmlos aus – im Vergleich zu den mit respekteinflößenden Stacheln, Zangen und Kiefern bewehrten Insassen der übrigen fünfundzwanzig Terrarien des Gewächshauses.

Der Wind trieb raschelnd verwelktes Laub über das Glasdach. Leutnant Wrage wandte sich ab und warf einen flüchtigen Blick in den Garten. Draußen streckten Obstbaumskelette wie hilfesuchend die nackten Äste in den grauen Himmel des elften Dezember. Auf dem immer noch grünen Rasen lag eine Harke und lauerte mit aufwärts gerichteten Zinken auf einen arglosen Gast. Der Garten war gepflegt und nicht groß, überschaubar. Ein paar Erdbeerbeete, Johannis- und Stachelbeersträucher und eine kleine

Rasenfläche, auf der verloren eine Gruppe Gartenmöbel stand. Ihre Formen waren fließend und bestanden aus weißem Duroplast. Es würde ihnen nicht schaden, bis zum Frühjahr dort zu stehen.

Wrage rieb sich die Augen, versuchte sich von dem Bild des im Schlafzimmer liegenden toten Mannes zu befreien. Doch sobald er die Augen schloß, stand es wieder vor ihm: die blaugrüne Haut, die schwarzen Lippen, die verkrampften Züge. Der Mann lag verkrümmt, als litte er noch jetzt unter Leibschmerzen.

»Gift«, sagte der Arzt, »dafür würde ich meine Approbation verpfänden. Die Nieren sind blockiert.«

Wrage ging die lange Reihe der Terrarien ab. Auf der anderen Seite des Gewächshauses, das an die rückwärtige Front des großen alten Einfamilienhauses angebaut und durch eine Tür vom Ende des Korridors zu erreichen war, wucherten in Kübeln kleine Maulbeer-, Flieder- und Eschenbüsche. Am Ende, neben der Tür zum Garten, stand ein kleiner runder Tisch mit einer darüber hängenden Korblampe und zwei Stühlen von der gleichen Art wie die Gartenmöbel. Dort saß Doktor Hilser, auf den Knien eine abgewetzte Bereitschaftstasche, in der Hand eine Thermosflasche. Ihm gegenüber saß Wrages Kollege Schröder, in seine Notizen vertieft und scheinbar taub für die Umwelt.

Doktor Hilser schraubte sorgfältig die Flasche auf und schenkte sich eine dampfende bräunliche Flüssigkeit ein. Tee, der nach Kaffee, oder Kaffee, der nach Tee duftete – genau war das nicht zu unterscheiden. »Vermutlich ein schweres Nierengift.« Er verzog das Gesicht. »Kein schöner Tod.«

»Haben Sie eventuell eine Vorstellung ...«

»Ich bin kein Toxikologe«, erwiderte Doktor Hilser, »doch ich darf annehmen, daß es sich in diesem Fall nicht um die üblichen Gifte handelt. Bevor Sie eintrafen, habe ich mich mit der Haushälterin des Toten ...«

»Sie ist seine Schwester«, warf Schröder ein, ohne von seinen Notizen aufzublicken. Er benetzte seine Finger und blätterte eine Seite um. Eine Angewohnheit, die Wrage widerlich fand.

»... mit seiner Schwester unterhalten. Offenbar war der Mann schon vor einigen Tagen erkrankt. Eindeutige Symptome: Blasen-

und Schorfbildung im Munde, heftige Leibschmerzen und unlöschbarer Durst, Schlingbeschwerden, Übelkeit, blutiges Erbrechen, ebensolche Durchfälle, blutiger Urin, zunächst Harndrang und schließlich Ausbleiben der Harnabsonderung, was nach einigen Tagen zum Tode führte. Also ein Nierengift. Mir unbegreiflich, warum nicht ein Arzt gerufen wurde. Als Notarzt habe ich es stets mit zwei Kategorien von Patienten zu tun: die einen, die zu faul sind, wegen einer lumpigen Erkältung zum Arzt zu gehen und ihn lieber zu sich kommen lassen, und die anderen, die ich mit Blaulicht ins Krankenhaus schaffen muß.«

»Trösten Sie sich. Wir kommen immer zu spät«, sagte Wrage. Er betrachtete die hell erleuchteten Terrarien. »Sagen Sie, Doktor, würden Sie es für möglich halten, daß einer aus der Belegschaft dieser Glaskäfige ...? Skorpione, Taranteln, Spinnen – eine Menge giftigen Viehzeugs. Es wäre doch möglich, daß unser Mann bei der Fütterung gestochen oder gebissen wurde.«

Doktor Hilser folgte der Blickrichtung und kratzte sich nervös. »Ausgeschlossen, so giftig ist keines der Exemplare, wenn ich eine Übersensibilität oder eine allergische Reaktion unberücksichtigt lasse. Unter Umständen würde ich auf das Gift einer exotischen Schlange tippen. Doch der Verstorbene besitzt keine. Außerdem hätte ich die Bißstelle gefunden. Wie gesagt, ich bin kein Toxikologe. Jedoch beweisen die Symptome, daß er das Gift oral bekommen hat. Weder der Stich eines Skorpions noch der Biß einer Tarantel ist unter normalen Umständen lebensbedrohend.«

»Was verstehen Sie unter ›normalen Umständen‹?«

»Daß der Betreffende gesund ist und nicht zu allergischen Reaktionen neigt, sonst kann sogar ein Wespenstich eine tödliche Gefahr darstellen. Im vorliegenden Fall schließe ich diese Möglichkeit aus.« Er blickte auf die lange Reihe der Terrarien. »Unglaublich, womit sich manche Menschen beschäftigen. Ich muß gestehen, daß es mich am ganzen Körper juckt, wenn ich dort hinsehe. Ich könnte in diesem Haus nicht leben.«

»Waren Sie schon einmal hier?«

»Nein. Meines Wissens auch kein Kollege von mir, man hätte mir sonst gewiß von dieser widerwärtigen Menagerie erzählt.« Der

Arzt kratzte sich abermals und zog ein Hosenbein hoch, um die Stelle zu betrachten. »Brauchen Sie mich noch? Ich möchte sonst lieber gehen, bevor ich akutes Nesselfieber bekomme.«

»Sie dürfen gehen«, erwiderte Wrage. »Ihre Adresse ist notiert, falls sich noch ...«

Doktor Hilser steckte den Korken in die Thermosflasche, schraubte sie geschwind zu, packte seine Bereitschaftstasche und verließ nach einem Gruß mit langen Schritten das Gewächshaus.

Schröder – im dunkelgrauen Anzug, mit blütenweißem Hemd und dezent weiß und braun gestreiftem Binder – hob den Kopf, als sie allein waren. »Der Tote heißt Max Treudorf, geboren am sechzehnten Oktober neunzehnhundertneunzehn – also seit zwei Monaten Altersrentner. Von Beruf Maschinenbaumeister. Zum Haus gehören die Schwestern Gerda Siebert und Ilse Treudorf. Beide wohnen in der oberen Etage. Gerda Siebert führt den Haushalt, die andere ist berufstätig, Objektleiter einer Kaufhalle in Buch.« Er rückte am Knoten seines Binders, obwohl dieser einwandfrei saß. »Im Arbeitszimmer Max Treudorfs habe ich eine umfangreiche Korrespondenz gefunden. Offenbar war er ein Amateur-Entomologe. Ilse Treudorf wird auf ihrer Arbeiststelle benachrichtigt. Ich habe jemanden hingeschickt.«

»In welchem Zustand befindet sich Frau Siebert?«

»Sie sitzt in der Küche und starrt an die Wand. Aber sie sagte vorhin, sie wäre für uns jederzeit zu sprechen, falls wir es wünschten. Wir sollten nur so lange warten«, Schröder hüstelte, »bis ER aus dem Hause ist.«

Wrage trat durch die Tür vom Gewächshaus in die Diele. Die Männer waren gerade dabei, mit ihrer Last das Haus zu verlassen. Im Schlafzimmer rumorten die Kollegen von der Spurensicherung, und in der Diele zog sich der Fotograf den Mantel an und schulterte seine Tasche. Er nickte Wrage zu. »Die Bilder bekommen Sie morgen früh.« Er griff nach der Haustürklinke und fügte hinzu: »Und ich wollte mal ein Künstler werden.«

»Sie sind der Beste«, sagte Wrage.

Der Fotograf schnitt eine Grimasse und schlug die Tür hinter sich zu. Ein Schwall feuchtkalter Luft wehte durch die Diele.

Schröder drängte sich an Wrage vorbei und öffnete die Küchentür mit der Eleganz eines Hotelportiers. Im Grunde gab es an seinem Benehmen nichts auszusetzen. Er war zuvorkommend, korrekt, sprach artikuliert wie ein Schauspielschüler, steckte in einem tadellos gebügelten Anzug. Mit den Falten seiner Hosen hätte man Tomaten schneiden können. Immer sachlich und wenig beteiligt, aber mit einer tüchtigen Portion Besserwisserei. In den Monaten, die er mit dem sechsundzwanzigjährigen Schröder zusammenarbeitete, war nicht ein einziges privates Wort gefallen. Dabei war er von anderen Kollegen als aufgeschlossener und fröhlicher junger Mann beschrieben worden, und diesen Eindruck hatte er bei seiner persönlichen Vorstellung vor drei Monaten auch erweckt. Es hatte zwischen ihnen einen Händedruck »auf gute Zusammenarbeit« gegeben, der eine freudige Erwartung auslöste. Doch am ersten Arbeitstag erschien ein ganz anderer: ein Mann, der sich hinter seiner Korrektheit verschanzte wie hinter einem Schutzwall, steif, förmlich und humorlos, sichtlich bemüht, selbst den kleinsten Fehler zu vermeiden. Was mochte den Mann innerhalb weniger Wochen so verändert haben? Gewiß, Schröder war äußerst höflich, aber das erschien ihm, Wrage, als eine Höflichkeit, die zwischen Arroganz und schmeichlerischer Unterwürfigkeit pendelte.

In der Küche war das Licht angeschaltet, aber niemand hielt sich darin auf. Sie fanden die Schwester des Toten im Wohnzimmer. Sie saß in einem Sessel aus abgeschabtem Leder, die Hände vor dem Unterleib gefaltet, den Blick auf die Fenster gerichtet, hinter denen die blaugraue Dämmerung des Dezembernachmittags begann.

Schröder blieb neben der Tür stehen. Seine mittelgroße schlanke Gestalt mit den braunen Haaren und Augen schien mit dem dunklen Holz zu verschmelzen. Er verschwand geradezu. Wrage ging auf die Frau zu. »Frau Siebert, ich brauche Ihnen wohl nicht unser aufrichtiges Mitgefühl ...«

Eine müde Geste.

»Es tut mir sehr leid«, fuhr Wrage fort, »daß ich Sie gerade zu dieser Stunde mit Fragen belästigen muß.«

Gerda Siebert blickte auf. Sie war korpulent, Anfang Fünfzig,

das Gesicht aufgeschwemmt, großporig. Aber daraus blickten ein paar ungewöhnlich lebendige und klare braune Augen. »Ich spüre keine Trauer, wenn Sie das meinen. Ich bin selber betroffen, von mir befremdet. In seinem Alter mußte man damit rechnen. Sicher. Aber es kommt immer zu früh, egal, wie alt der Betreffende ist. In mir ist nichts als Leere. Das einzige, was mich berührt, ist die Tatsache des Endgültigen, Unwiederbringlichen – daß ich Max nie wieder sehen werde.« Sie blickte aufwärts von seinen schlammbespritzten Schuhen über die abgetragene Kordhose, den zerknitterten Parka, das karierte Hemd bis in sein Gesicht. Wrage war es gewohnt, daß nach dieser Musterung die Bemerkung kam: »So habe ich mir einen Kriminalbeamten gar nicht vorgestellt.« Als trügen alle Berufsgruppen unverwechselbare Merkmale mit sich herum. Auch Schröder wäre, trotz Anzug, weißem Hemd und geschmackvollem Binder, nicht als Kriminalist zu erkennen. Bei ihm würde man eher auf den Sekretär eines Ministers tippen. – Wahrscheinlich auch nur eine Klischeevorstellung.

Die erwartete Frage wurde nicht gestellt.

»Was hat die Polizei am Totenbett meines Bruders zu schaffen? Ist so etwas üblich?«

»Es ist nicht üblich«, erwiderte Wrage.

»Wir sind von der MUK«, sagte Schröder laut.

Wrage brachte ihn mit einer Handbewegung zum Schweigen. Er setzte sich in einen Sessel, legte die Hände auf die Knie, beugte sich vor. »Frau Siebert: der Notarzt hat uns gegen vierzehn Uhr verständigt. Er hegt gewisse Bedenken hinsichtliche der Todesursache Ihres Herrn Bruders.«

»Wie soll ich das verstehen?«

»Bedenken in bezug auf eine natürliche Ursache«, fügte Wrage hinzu.

Die Frau öffnete den Mund, brachte jedoch keinen Ton hervor. Sie starrte Wrage an, wagte anscheinend nicht zu begreifen, was er sagte.

»Es war die Pflicht des Arztes, sich mit uns in Verbindung zu setzen.« Wrage legte eine Pause ein. »Es besteht kein Zweifel, daß Ihr Bruder an Gift gestorben ist.«

Sie gab einen gurgelnden Laut von sich.

»Wir sind von der MUK, der Mordunterſuchungskommiſſion.« Wrage lehnte ſich zurück.

»Ermordet?«

»Wie kommen Sie darauf?«

Sie ſuchte einen Augenblick nach Worten. »Unnatürliche Todesurſache ... Gift ... welcher Gedanke läge näher?«

»Es könnte Selbstmord ſein.«

»Max hatte keine Sorgen«, erwiderte die Frau abweiſend. »Er kränkelte in dieſem Jahr, aber deswegen bringt ſich niemand um.«

»Vielleicht war es auch ein Unfall. Wir werden das unterſuchen müſſen.«

Gerda Siebert ſchlug die Hände vors Geſicht, ſchluchzte kurz und heftig auf. Als ſie die Hände herunternahm, ſchien ihr Geſicht ſtarr, verſtört. »Tun Sie das, Herr Kommiſſar ... «

»Leutnant Wrage.«

»Herr Leutnant. Aber jetzt bitte – keine Fragen. Ich bin, bin ... Bitte, kommen Sie morgen wieder. Heute ... bitte!« Ihre Augen begannen feucht zu ſchimmern.

Wrage gab Schröder einen Wink und erhob ſich. Als ſie in der Diele ſtanden – Schröder nahm gerade ſeinen modiſchen graugeſprenkelten Mantel vom Haken –, läutete es. Frau Siebert tauchte aus dem Wohnzimmer auf, ſchlurfte wie im Traum zur Haustür und öffnete. Herein trat ein älterer, kränklich ausſehender Mann von kleiner Statur, auffallend ſchmächtig, mit ungeſundem Teint. Er war gekleidet, als hätte er eine Polarexpedition vor ſich, ſchälte ſich umſtändlich aus Pelzmütze, Schal und Mantel, zog ein Jackett und eine Strickjacke aus, neſtelte an den Knöpfen einer zweiten, während er mit der anderen Hand ein großes Schachbrett an die Flurgarderobe lehnte. Dann kämmte er ſich vor dem Spiegel flüchtig die vollen melierten Haare, zog einen kleinen Holzkaſten aus dem Einkaufsbeutel, klemmte das Schachbrett unter den Arm und drehte ſich um.

Er nickte den beiden Männern zu und griff nach der Klinke zum Arbeitszimmer. Erſt jetzt ſchien er den abweſenden Geſichtsaus-

druck Gerda Sieberts zu bemerken. Blickte zu den Kriminalisten. Runzelte die Stirn.

»Darf ich fragen, wer Sie sind?« Schröder griff in die Brusttasche nach seinem Dienstbuch.

»Mein Name ist Jens Hallstadt. Max wird sicherlich von mir erzählt haben«, erwiderte der Mann mit einer angenehmen tiefen Stimme. Wrage war verblüfft, daß dieser volltönende Baß in dem mageren Körper Platz fand. »Ist er im Arbeitszimmer?«

»Jens«, sagte Frau Siebert leise, »die Herren sind von der Kriminalpolizei.«

In Hallstadts Augen trat Erstaunen. »Warum? Hat Max etwa schon wieder ... ?«

»Max ist tot.«

Durch den Körper des Mannes schien ein Schlag zu fahren. Das Schachbrett rutschte ihm unter dem Arm hervor und knallte mit der Kante auf die Bodenfliesen. Das Kästchen entglitt seiner Hand und verstreute klappernd blaue und weiße Schachfiguren, die bis in die Ecken der Diele kollerten. Dann griff sich Hallstadt seufzend ans Herz und schlug der Länge nach zu Boden.

2.

»Ich möchte wissen, warum du dauernd auf Skorpionsstichen und Spinnenbissen herumhackst«, bellte die Stimme am anderen Ende des Telefons.

»Weil der Tote eine umfangreiche Sammlung lebender Exemplare ...«, erwiderte Wrage.

»Und wenn er sich nackend in seiner Menagerie gewälzt hätte!« unterbrach ihn die Stimme. »Selbstmurmelnd sind wir noch nicht fertig, und ich teile dir nur auf deinen ausdrücklichen Wunsch unser vorläufiges Ergebnis mit. Doch ich bin der Überzeugung, daß sich an der Aussage prinzipiell nichts ändern wird. Wenn ich dir bereits am Telefon alles sage, wirst du meinen Bericht vermutlich dazu benutzen, ihn unter einen eurer wackligen Tische zu schieben.«

»Da kann ich dich beruhigen«, erwiderte Wrage, »wir klemmen ihn zwischen die Tür.«

Ein unzufriedener Schnaufer. »Die Befunde sind eindeutig, da gibt es keinen Zweifel. Es war Kantharidin, das innere Anhydrid einer einbasischen Säure mit der Summenformel C-zehn, H-zwölf, O-vier. Farblose Kristalle, die in Wasser und Alkohol sehr schwer, in Äther, Chloroform und fetten Ölen leicht löslich sind. Und um deinem nächsten zweifellos dämlichen Einwand zuvorzukommen: Niemand wird sich eine Flasche mit Kantharidin vermischtem Äther vor den Kopf nehmen. Öl, Fett! Zum Beispiel saure Sahne! Und – in der Tat – wir haben von ihr Spuren gefunden.«

»Aha«, sagte Wrage und betrachtete die geröteten und juckenden Fingerkuppen seiner rechten Hand. Auf dem Zeigefinger saßen einige winzige Bläschen. Er hätte das Auswechseln der Säure seiner Autobatterie Fachleuten überlassen sollen. Selbst in die Hose hatte das Zeug kleine Löcher gefressen. »Du kannst also sagen, Doktor, daß Max Treudorf das Gift in der sauren Sahne bekommen hat?«

»Nimm's doch nicht so wörtlich, zum Henker! Bekanntlich mischt der Magen alles zu einem Speisebrei. Auf jeden Fall hat die Sahne das Kantharidin aufgelöst, gleich, ob dein Mann das Zeug vorher, nachher oder mit der Sahne vermischt bekommen hat. Von ihr wurde das Gift in den Blutkreislauf übergeführt und daher relativ wirksam. Betone: schnell.«

»Wann, glaubst du, hat er es bekommen?«

»Mit größter Wahrscheinlichkeit vier Tage vor seinem Tode, also am vergangenen Freitag, im Laufe des Tages.«

»Und da kannst du heute sagen, daß der Mann vorige Woche saure Sahne getrunken hat, nach fünf Tagen?«

»Das kannst du dir sicherlich nicht vorstellen, Leutnant, aber wir können noch eine Menge mehr nachweisen. Das Gift war nicht in Speiseöl, Butter oder Ölsardinen, sondern in saurer Sahne gelöst. Und zwar am Freitag, auch wenn er an den anderen Tagen ebenfalls das fette Zeug zu sich genommen hat. Offenbar eine Gewohnheit des Toten. – Zeugt von einer bemerkenswerten Brutalität, jemanden mit diesem Gift ins Jenseits zu befördern. Äußerst

häßliche und schmerzhafte Symptome. Der Notarzt hat recht mit der Annahme, daß es sich nicht um eines der üblichen Gifte handelt. Damit wurde in früheren Jahrhunderten im Hochadel nach Wunsch die Thron- und Erbschaftsfolge geregelt. Kantharidin wurde – wie alle Gifte – auch in der Medizin verwendet. Allerdings ist es in der heutigen Schulmedizin nicht mehr vorhanden. Wird nur noch in der Veterinärmedizin hier und dort angewandt. In der Humanmedizin seit Jahrzehnten obsolet.«

»Wenn du erwartest, daß ich bei Gesprächen mit dir ein Fremdwörterbuch bereitlege, bist du schief gewickelt.«

»Es ist veraltet, ungebräuchlich.«

»Sag es doch gleich.«

»Übrigens war es Bestandteil des sogenannten Schierlingsbechers, den Sokrates trinken mußte – falls dir der Name etwas sagt.«

»Und ob«, gab Wrage zurück. »Das war der Erfinder der dummen Fragen, den Julius Cäsar neunzehnhundertacht auf das Ersatzrad einer Waschmaschine flechten ließ.«

Am anderen Ende der Leitung herrschte einen Moment Ruhe. »Du hast ein gottloses Mundwerk, Wrage. – Was ist, kommst du Freitag zum Schachabend? Würde mich freuen, dich wieder über den Tisch ziehen zu dürfen.«

»Das möchte ich sehen, sprach der Blinde«, erwiderte Wrage und legte auf. Eine Weile kratzte er nachdenklich seine juckenden Fingerspitzen.

Vom Korridor ertönten Schritte. Schröder trat ins Büro, schloß entgegen seiner Gewohnheit energisch die Tür und setzte sich an seinen Schreibtisch. Legte den schmalen Hefter, den er wie eine Kostbarkeit unter dem Arm getragen hatte, vor sich auf die Schreibunterlage.

Wrage zweifelte keine Sekunde daran, daß der Heftrand genau im rechten Winkel zur Schreibtischkante lag. Überhaupt: Schröders Schreibtisch! Ein Glanzlicht in diesem nüchternen Büro. Stets war er aufgeräumt, als stünde am nächsten Tag der Urlaub bevor, die Unterlagen übereinandergestapelt, ohne daß irgendwo ein Aktendeckel oder auch nur ein Papierfetzen neugierig hervorblickte.

Mehrere Kugelschreiber standen, nach Größe sortiert, in einem Halter. Auf der linken Ecke befand sich ein Blumentopf mit einem prächtigen Weihnachtsstern. Selbstverständlich in Erde mit vorschriftsmäßigem Feuchtigkeitsgehalt. Schröder hatte bei seinem Einzug den Tisch aus eigenen Mitteln mit einer neuen Politur versehen. Auf ihr lag nicht ein Staubkorn. Es gab nur ein Telefon, doch Schröder achtete darauf, daß die Grenze zwischen den beiden mit der Stirnseite zusammengeschobenen Schreibtischen präzis durch die Mitte des Apparates verlief. Auf seiner Seite lag dicht daneben ein kleiner Notizblock, großzügig der gemeinsamen Nutzung preisgegeben.

Wrages Blick wanderte zurück auf den eigenen Schreibtisch: voller Zettel, unordentlicher Akten- und Hefterstöße, von Zigarettenaschehäufchen dekoriert, staubig. Ein Aschenbecher, auf dessen Entleerung Schröder achtete, eine schwarzgeränderte Kaffeetasse.

Er fühlte sich plötzlich beschämt. Du bist die personifizierte Unordnung, pflegte Monika, seine Frau, zu sagen, aber ich liebe dich, du Schlamperich. Beneidenswert, wie Schröder Ordnung hielt, ohne dafür Zeit zu opfern, ohne daß es auffiel. Vielleicht bedurfte es dazu einer besonderen Begabung. Und daß der, der Ordnung hielt, nur zu faul zum Suchen wäre, war nichts als eine humorvolle Entschuldigung der eigenen Schwäche.

»Ich hatte gerade Doktor Lesekin vom Gerichtsmedizinischen Institut an der Strippe. Es war Kantharidin, ein in früheren Jahrhunderten geschätzter Witwenmacher. Die Wirkung soll qualvoll sein. Treudorf hat es vermutlich vorigen Freitag bekommen.«

»Wie kann man an dieses Gift gelangen?« fragte Schröder.

»Praktisch nicht. Es wird nicht produziert und befindet sich folglich auch nicht in den Apotheken. Vereinzelte Anwendung in der Tiermedizin.«

»Hm«, sagte Schröder. Er klappte den Hefter auf, den er mitgebracht hatte. »Ich habe Recherchen unternommen. Der Tote, Max Treudorf, ist der Justiz nicht unbekannt. Er wurde erst im Oktober dreiundachtzig aus der Haft entlassen. Verbüßte vier Jahre, wobei ihm sechs Monate erlassen wurden.«

»Ach! Weswegen?«

»Trunkenheit am Steuer – wobei es korrekterweise Trunkenheit am Lenkrad heißen müßte.«

»Diese Spitzfindigkeit ändert wohl kaum etwas am Tatbestand. Kommen Sie zu Stuhle, Mann!«

Schröder benetzte die Finger und blätterte.

»Können Sie das nicht unterlassen?«

»Was, bitte?«

»Müssen Sie sich jedesmal Daumen und Zeigefinger abschlekken, bevor Sie eine Seite umlegen? Sie als personifizierte Korrektheit mißachten elementare Regeln der Hygiene? Sehen Sie sich das an: Jedes Blatt bekommt krumme Ecken.«

»Das bedaure ich zutiefst, aber ich habe eine trockene Haut. Im übrigen kann ich mir nicht vorstellen, daß diese meine – notwendige – Angewohnheit auf meine Mitmenschen auch nur annähernd so belästigend wirkt wie beispielsweise Tabaksqualm.«

Wrage gab einen knurrenden Laut von sich. Winkte.

»Max Treudorf verursachte am zwölften September neunundsiebzig in Berlin-Weißensee – genau gesagt: am Antonplatz – einen Verkehrsunfall mit Personenschaden. Er bog mit seinem Fahrzeug – Wartburg Tourist – am Broilerrestaurant rechts ein, geriet auf die Verkehrsinsel und überfuhr einen dort stehenden jungen Mann namens Peter Stiller. Er starb noch am Unfallort. Treudorf hatte zu diesem Zeitpunkt zwei Komma sechs Promille.«

»Das wäre ein Motiv«, murmelte Wrage.

»Ohne Fakten spekuliere ich nicht«, erwiderte Schröder würdevoll. »Max Treudorf war unverheiratet. Bis Oktober neunundsiebzig selbständiger Handwerksmeister. Betrieb mit drei Mitarbeitern eine Dreherei und Schlosserei in Buch. Gab im gleichen Monat, in dem er seine Haftstrafe antrat, das Gewerbe auf.«

»Wann wurde er entlassen?«

»Haben Sie nicht zugehört? Im Oktober vergangenen Jahres.«

»Dann hatte er noch ein Jahr bis zur Altersrente. Wovon lebte er in der Zeit?«

»Keine Ahnung. Jedenfalls ist er kein Arbeitsverhältnis eingegangen.«

»Also vom Eingemachten«, sagte Wrage.

»Außerdem war ich noch im Labor«, fuhr Schröder fort, zog einen Bogen aus dem Hefter und reichte ihn über den Schreibtisch. »Hier der Bericht. Nirgendwo im Haushalt wurden Spuren von Gift gefunden, auch nicht in Tassen, Flaschen, Gläsern, auf dem Geschirr, im Tresor oder in Lebensmitteln.«

»Also schließt Selbstmord aus.«

»Sind Sie der Ansicht?« fragte Schröder mit leisem Hohn in der Stimme. »Sie sagten soeben, daß Treudorf das Gift am Freitag vergangener Woche bekommen hat. Selbst in einem nachlässig geführten Haushalt wird man nach fünf Tagen das Geschirr abgespült haben. Und das schien mir ein ordentlicher Haushalt zu sein.«

»Daran habe ich jetzt nicht gedacht«, gab Wrage widerwillig zu. »Da können Sie mal sehen, wohin eine vorschnelle Schlußfolgerung führt.«

»Ich schließe Suizid aus anderen Gründen aus. Erstens wird ein Lebensmüder wohl kaum ein Gift wählen, das ihn auf qualvolle Weise umbringt ... «

»Angenommen, er kennt die Wirkung nicht«, wandte Wrage ein. Er zwang sich zur Ruhe. Nicht das, was Schröder sagte, sondern sein belehrender Tonfall begann ihn zu reizen.

»Das halte ich für ausgeschlossen. Wer sich ein dermaßen schwer zu beschaffenes Gift besorgt, ist über die Wirkung im klaren.«

»Sie spekulieren ja!«

»Ich spekuliere nicht«, erwiderte Schröder zurechtweisend, »sondern wäge die Fakten ab. Warum mußte es ausgerechnet Kantharidin sein? Ich, zum Beispiel, habe soeben erst aus Ihrem Munde erfahren, daß es solch ein Gift gibt. Schlußfolgerung: Der Mensch, der Treudorf das Gift gab, besaß die Möglichkeit, es sich zu beschaffen, und er wußte auch, wie es wirkt. Und dieser Mensch war nicht Treudorf selbst, denn der wäre an Schlaftabletten oder ähnliches leichter herangekommen. Zudem sind Selbstmörder gewöhnlich keine Selbstquäler.«

»Da ist was dran«, sagte Wrage.

»Auf diesen Stand der Erkenntnis gelangt, stellte sich als nächstes die Frage, wer von Treudorfs Ableben profitiert. Ich sprach zuerst bei Staatsanwalt Doktor Keil vor und setzte mich anschließend mit dem Notariat ins Benehmen. Dort hatte Max Treudorf sein Testament hinterlegt.«

»Woher wußten Sie das?«

Schröder lächelte schwach. Verächtlich, wie es Wrage schien. »Nachdem gestern dieser Jens Hallstadt vor unseren Augen ohnmächtig wurde, Sie ihm den Kragen geöffnet, Luft zugefächelt und anschließend die Schachfiguren eingesammelt hatten ... «

»Sehr schöne Figuren«, warf Wrage ein, »eine chinesische Fayence, blau und weiß, keine Symbolik, sondern plastische Gestaltung ... Unter Brüdern mindestens dreitausend wert. Nicht auszudenken, wenn jemand raufgetreten wäre ... «

»Sie haben sie mit glänzenden Augen wie hypnothisiert zwischen den Fingern gedreht, während wir auf den Arzt warteten. Sie waren völlig abwesend und haben vermutlich nicht bemerkt, daß ich Frau Siebert nach einem Testament befragte. Möchten Sie nun hören, welche Verfügungen der Tote getroffen hat? Läßt nämlich tief blicken.«

Wrage machte eine Handbewegung.

Schröder zog einen zweiten Bogen aus dem Hefter. »Eine Lichtkopie, selbstverständlich beglaubigt ... «

»Selbstverständlich«, zischte Wrage.

»Das Testament stammt vom einundzwanzigsten August dieses Jahres. Es löst ein zehn Jahre älteres ab. Der Text ist gleich: Fünfzehntausend Mark gehen an den Neffen Wolfgang Siebert, der Rest des Barvermögens und der Anteil am Haus zu gleichen Teilen an Treudorfs Schwestern Gerda Siebert und Ilse Treudorf. Der Unterschied besteht in einer zusätzlichen Klausel.« Er reichte Wrage das Schriftstück mit bedeutungsvoller Miene.

In einer ungelenken, aber lesbaren Handschrift stand als Schlußsatz:

> »Für den Fall, daß mein Tod auf unnatürliche Weise erfolgt (außer Verkehrsunfall), bestimme ich den Staat zu meinem alleinigen Erben.«

Wrage ließ das Blatt sinken. Nach Kenntnis dieser Zeilen konnte sich Schröder natürlich leicht in die Brust werfen und Selbstmord ausschließen.

»Da schlag einer lang hin«, sagte er.

3.

Gerda Siebert führte sie die Treppe hinauf in die obere Etage. Dort öffnete sie eine der Türen im Korridor, und sie traten in ein mit ältlichen Möbeln vollgestopftes, doch gemütliches Zimmer. Sie setzte sich an den Ofen, zog fröstelnd die Schultern hoch, blickte die Kriminalisten nervös an und knetete die Hände vor dem Unterleib. Noch bevor Wrage Platz genommen hatte, öffnete sie den Mund und stieß hastig, sich überschlagend, daß es sich wie Schnarren anhörte, hervor: »Ich habe mir durch den Kopf gehen lassen, was Sie gestern sagten. Ich kann mir nicht erklären, wer Max in unserem Hause vergiftet haben soll! Er hat ja seit Monaten keinen Happen mehr gegessen, den ich zubereitet habe. Er rührte nicht einmal Kaffee an, nicht mal ein Glas Wasser."

»Wie hat er sich denn ernährt?«

In der Frau arbeitete es. Ein wenig ruhiger, aber voller Groll: »Max zog es vor, sein Mittagessen im Restaurant einzunehmen. Was er zum Frühstück brauchte, kaufte er selbst und stellte es in den Tresor in seinem Arbeitszimmer. Nach all den Jahren«, fügte sie bitter hinzu, »die ich ihm den Haushalt geführt, für ihn gekocht, geschrubbt, gewaschen und mich geschunden habe! Und nun das!«

»Wie war er denn früher?«

»Na, ein normaler Mann. Ich führe den Haushalt seit zweiundsechzig, kurz nach meiner Scheidung. Ich war froh, daß mich meine Geschwister mit dem Kind wieder in unserem Haus aufnahmen. Mein Geschiedener und ich hatten eine Einraumwohnung in Buch. Er behielt die Wohnung ...«

»Sind Sie berufstätig?«

»Wie gesagt, ich führe den Haushalt. Glauben Sie mir, es ist

nicht einfach, ein großes Haus in Ordnung zu halten. Hinzu kommt der Garten ...«

»Ein sehr gepflegter Garten«, warf Wrage ein.

Gerda Siebert lächelte. »Ilse ist den ganzen Tag auf Arbeit, und Max hat sich nur um seine schauderhaften Viecher gekümmert.«

Wrage kratzte sich bei dem Gedanken an die zahlreichen Spinnen, Käfer und Skorpione in den Terrarien des Glashauses. »Da Sie davon reden – was geschieht mit der Menagerie?»

Frau Siebert zog unschlüssig den Kopf ein. »Ilse meint, wir sollten sie dem Tierpark übergeben. Wenn der uns die Biester nicht abnimmt, hilft vielleicht eine Annonce. Außerdem gibt es noch mehr Liebhaber. Max verkehrte ja mit vielen. Ich werde im Arbeitszimmer nach Adressen sehen. – Jedenfalls kommt mir das giftige Viehzeug aus dem Haus. Und wenn sich kein Interessent findet, fülle ich die Glaskästen mit kochendem Wasser auf.«

»Seit wann hat sich Ihr Bruder so merkwürdig verhalten? Es ist doch ziemlich ungewöhnlich, wenn ein Mensch lieber ins Lokal geht, anstatt sich zu Hause den Teller unter die Nase schieben zu lassen. Ich kann mir vorstellen, daß sie sehr gut kochen.«

Wrage erntete einen dankbaren Blick. Schröder reckte unwillig den Kopf zur Seite. War ihm sicherlich wieder nicht sachlich, nicht auf das Wesentliche verdichtet. Präzise Fragen, präzise Antworten: ein Idealzustand, der für den Film taugte, aber nicht für das Leben, in dem man es mit Menschen zu tun hatte. Das wird er noch lernen. Er hatte es in den zehn Jahren, die er Schröder an Berufserfahrung voraus war, auch gelernt. Und der Erfolg: Frau Siebert war weit weniger verkrampft und wirkte gelöster als vor zehn Minuten.

»Ich glaube schon«, erwiderte sie. »Jedenfalls war das das einzige, worüber mein Geschiedener sich nicht beklagte. Und der nörgelte sonst über alles. Es war Mitte August, na, mehr zum Ende des Monats. Er war erst einige Tage wieder gesund, als Max mir eröffnete, in Zukunft ginge er ins Restaurant.«

»Hat er einen Grund angegeben?«

»Nein. Aber ich erinnere mich: Ich hatte eine Rehkeule zubereitet. Als ich die Teller aus der Küche brachte, blickte mich Max

plötzlich an wie einen fremden Menschen. So ganz anders, wissen Sie, mißtrauisch, geradezu lauernd, von unten herauf. Dann sagte er mir, er wolle von meinem Teller essen. Darauf erwiderte ich, daß ich mir die kleinste Portion aufgetan hätte – ich bin ja schon vom Kochen satt. Max nickte, als hätte er meinen Einwand erwartet, gab keine Antwort, beschnüffelte seinen Teller und warf ihn mit einer Handbewegung zu Boden. Dabei zischte er mich an, ob ich ihn vergiften ...« Gerda Siebert erschrak. »Um Gottes willen! Jetzt werden Sie denken, daß ... Ogottogott!« Ihre Unterlippe zitterte, und sie begann wieder ihre Hände zu kneten.

»Und nach diesem unerfreulichen Vorfall pflegte er im Lokal zu essen?«

»Ja.«

»Ihr Bruder fürchtete, vergiftet zu werden. Wie mag er auf diese Idee gekommen sein?«

»Ich habe dafür keine Erklärung.« Frau Siebert blickte auf ihre Hände. Knetete sie langsamer und warf Wrage einen traurigen Blick zu. »Wir haben uns nicht sonderlich gut verstanden, aber wir haßten uns auch nicht. Ich wohnte hier oben, er unten. Vormittags machte ich sauber ... Ja, den Putzteufel durfte ich spielen, auch waschen, sein Bier und seinen Schnaps heranschaffen, aber kochen – nein. Wir haben manchmal am Tag keine drei Worte gewechselt. Entweder hielt er sich im Arbeitszimmer oder im Gewächshaus auf. Dort habe ich nie einen Fuß hineingesetzt. Max war in den letzten Monaten mißtrauisch, übergelaunt, mürrisch. Jedenfalls zu uns.« Sie hob den Kopf. »Vor Menschen, die sein Hobby teilten oder auf deren gute Meinung er Wert legte, trat er allerdings ganz anders auf. Auch vor Fremden. Manchmal habe ich ihn nicht wiedererkannt.«

»Wie war sein Verhältnis zu Ihrer Schwester?«

»Ebenso. Nur hatte sie mehr Gelegenheit als ich, ihm aus dem Weg zu gehen. Die beiden haben sich mitunter wochenlang nicht gesehen. Ilse ging aus dem Haus, wenn er noch schlief, und abends, wenn sie kam, aßen wir unten in der Küche, während sich Max im Gewächshaus mit seinen Ungeheuern beschäftigte. Danach ging sie nach oben, und ich wusch das Geschirr ab. In unse-

rer Etage hat sich Max seit Monaten nicht mehr sehen lassen. Doch wenn er Besuch erhielt, gaukelte er dem etwas wie Geschwisterliebe vor. Dann war er fröhlich und munter wie ein Kanarienvogel. Ich durfte dabeisein, in einer Ecke sitzen und stricken – weil ihn das angeblich beruhigte.«

»Wo hat er sein Abendbrot eingenommen?«

Gerda Siebert verzog den Mund. »Max aß niemals Abendbrot. Er rührte sich saure Sahne mit Zucker an und trank sie. Jeden Abend.«

Wrage und Schröder wechselten einen Blick.

»Ja«, fügte die Frau hinzu, »aber mit *seinem* Zucker, aus dem Tresor. Verschlossene Flaschen nahm er mir ab, das war aber auch alles. Bier, Schnaps und seine Sahne durfte ich heranschaffen, obwohl ich nicht mehr gut zu Fuß bin. Die Verschlußdeckel prüfte er genauestens mit einem Vergrößerungsglas. Bei der geringsten Beschädigung bekam ich die Flasche zurück. War ein Bier trüb geworden oder zischte nicht beim Öffnen, goß er es weg. Ich weiß nicht, ich weiß nicht ...«

»Versuchen Sie sich an den letzten Freitag zu erinnern. Trank Ihr Bruder an dem Tag ebenfalls saure Sahne?«

»Jeden Abend. Es war seine Gewohnheit. Ich hatte mir mehrere Flaschen mitbringen lassen, weil ich am Sonntag Sauerbraten machen wollte. Ich brauche sie für die Beize und für die Bratensoße. Bekam Schwierigkeiten, weil er am Freitag – im Unterschied zu sonst – zwei Flaschen trank, in der Nacht nochmals zwei und zum Frühstück wieder zwei. Daß ihm das Zeug nicht zum Halse herauskam! Mir blieb nichts anderes übrig, als am Sonnabend noch einmal einkaufen zu gehen. Dadurch lag das Fleisch nicht lange genug in der Beize und ...«

»Wer brachte die Sahne am Freitag mit?« fragte Wrage.

»Mein Sohn. Er besucht mich jeden Freitag und holt auch für uns ein – Lebensmittel für Ilse und mich, Bier und Schnaps für Max.«

Schröder warf Wrage einen triumphierenden Blick zu. Gerda Siebert bemerkte es. Ihre Haltung wurde steif. »Warum fragen Sie? Was hat mein Sohn damit zu tun?«

»Wir möchten nur erfahren, wer sich außer Ihnen zum Wochenende im Haus aufhielt. Bekamen Sie oder Ihre Schwester Besuch?«

Sie antwortete nicht gleich. »Freitag mittag war mein Sohn hier, auf einen Sprung die Nachbarin, und abends außer Ilse und mir niemand. Das heißt, Jens Hallstadt kam zur üblichen Zeit, aber den kann man nicht mehr als Besuch betrachten. Am Sonnabendvormittag legte sich Max ins Bett, weil er sich unwohl fühlte, und blieb auch den ganzen Sonntag darin. Eigentlich wollte an dem Tag Herr Pohl aus Königs Wusterhausen kommen – ein Mann, der das gleiche scheußliche Hobby pflegt. Ich mußte ihm telefonisch absagen.«

»Warum hatten Sie nicht bereits am Sonnabend einen Arzt kommen lassen?« fragte Wrage.

»Wollte ich ja!« fuhr Frau Siebert auf. »Doch mit Max war kein Reden. Er meinte, ein Arzt würde ihn erst richtig krank machen. – Das müssen Sie verstehen, Herr Kommissar, ein Mann, der niemals im Leben krank war ... Am Montag, als ich sein Schlafzimmer betrat, lag er immer noch im Bett, sah sehr elend aus, warf aber einen Pantoffel nach mir. Am Dienstag habe ich es schließlich gewagt. Aber Max war bereits tot, als der Arzt kam.«

Sie grub die Zähne in die Unterlippe und blickte anklagend von einem zum anderen.

»Niemand macht Ihnen einen Vorwurf«, sagte Wrage sanft. »Sie erwähnten, daß Herr Hallstadt kein Besuch mehr wäre. Kam er öfter zu Ihrem Bruder?«

»Sie spielten jeden Dienstag und Freitag Schach. Jens kam stets zur gleichen Zeit – um siebzehn Uhr – und wurde von Max erwartet. Sie gingen ins Arbeitszimmer und spielten dort bis einundzwanzig Uhr. Jens verlor immer. Ich durfte dabeisein und stricken. Das beruhigte sie beide.«

»Haben die Herren dabei etwas zu sich genommen?«

»Nein, nie. Max trank nicht einmal Wasser, und Jens ist ein kranker Mann. Er verträgt weder Alkohol noch Kaffee oder Tee. In der ganzen Zeit ist es nur zweimal vorgekommen, daß er ein Glas selbstgemachten Apfelsaft getrunken hat.«

»Wie lange kannten sich die beiden?«

»Seit Oktober vorigen Jahres sind sie – ja, man kann fast sagen – befreundet. Max war bei seinen Bekannten recht beliebt – nun, die gehörten auch nicht zur Familie.«

»Oktober dreiundachtzig? Nachdem Ihr Bruder aus der Haft entlassen wurde?«

Frau Siebert stutzte eine Sekunde. Ihr Blick verdüsterte sich. »Richtig, Sie sind ja von der Polizei! Aha, nun hat er in Ihren Augen gleich einen Stempel: ein Vorbestrafter! Du lieber Himmel, er war doch kein Krimineller! Er hat einfach Pech gegabt.«

»Pech – in welcher Beziehung?« fragte Schröder mit dumpfer Stimme. »Immerhin blieb er am Leben.«

Frau Siebert streifte ihn mit einem beleidigten Blick. »Es war ein unglücklicher Zufall, daß der junge Mann an der Ecke stand. Sonst wäre nichts, aber auch nichts geschehen. Ich begreife nicht, warum alle Leute wegen dieses Unfalls auf Max herumhacken! Selbst für Jens war er monatelang das Lieblingsthema, bis ihm Max kurzerhand verbot, nochmals davon zu reden. Ein unglücklicher Zufall. Das hätte jedem passieren können!«

»Ich will Sie nicht länger bemühen«, sagte Wrage. »Nur noch zwei Fragen: Kennen Sie das Testament Ihres Bruders?«

»Er hat es uns vor einigen Jahren vorgelesen. Wenn ich mich recht erinnere, gehen fünfzehntausend an meinen Sohn, der Rest und sein Anteil am Haus – was ja wohl Rechtens ist, denn es stammt noch von unseren Eltern – an Ilse und mich.«

»Wie hoch ist das Barvermögen ungefähr?«

»Etwa achtzigtausend. Ich weiß das, weil ich ihm, bevor er sein Gewerbe aufgab, die Bücher führte. Das mußte ich auch noch tun!«

Wrage erhob sich. Schröder riß vor ihm die Tür auf.

»Meine Schwester wohnt gegenüber«, sagte Frau Siebert und zeigte auf die andere Seite des Korridors. Sie nickte ihnen zu und stieg schwerfällig und mit harten Schritten die Treppe hinunter.

Ilse Treudorfs Wohnzimmer bildete einen Kontrast zum ganzen Haus. Vor einer weißgetünchten Rauhfasertapete stand eine dunkle Kompaktwand vom Typ Saalburg. Zwischen den beiden

Fenstern streckte eine große Zimmerpalme ihre Fächer in den Raum. Ilse Treudorf saß dekorativ auf einer modernen Sitzgarnitur, von aufgeplusterten Kissen umgeben. Sie schaltete das Fernsehgerät ab und zeigte auf die beiden Sessel vor dem mit Intarsien ausgelegten Couchtisch.

»Ich habe Sie schon erwartet. Setzen Sie sich. Sie wollten mich doch sprechen – oder?«

Im Unterschied zu ihrer Schwester war sie schlank und wirkte durch ihre unnatürlich blonden, sorgfältig frisierten Haare, das gepflegte, wenn auch ein wenig dick aufgetragene Make-up jünger, obwohl sie sechs Jahre älter war. Ihr Wesen erschien lebendiger, temeramentvoller, ihre Bewegungen flink und genau. Sie steckte sich eine Zigarette an, tat einen heftigen Zug und hielt sie geziert zwischen den Fingern steil nach oben gerichtet wie einen Zeigestock.

»Was machen Sie beruflich?« fragte Wrage.

»Ich bin Objektleiterin einer Kaufhalle«, erwiderte Ilse Treudorf, »und um Ihnen weitere Fragen zu meiner Person zu ersparen: Ich war nie verheiratet, habe es im Unterschied zu meiner häuslichen und lebensängstlichen Schwester nicht einmal versucht, da ich wußte, daß ich auf längere Sicht keinen Mann in meiner Nähe ertragen konnte. Punktum. Keine Kinder. Aber eine Unmenge Freunde und Bekannte, Freude an der Arbeit, Spaß am Leben. Finden Sie das verkehrt?«

»Seit wann wohnen Sie in diesem Haus?«

»Seit meiner Geburt. Mir stehen zwei Zimmer wie dieses und eine Mansardenküche zur Verfügung, die ich allerdings selten benutze. Das Bad teile ich mit meiner Schwester. Ein Drittel des Hauses gehört mir. Im Sommer und im Herbst habe ich mein Obst und Gemüse aus dem Garten. Was will ich mehr? Kann ich es besser haben? Was meinen Sie?«

»Kaum«, erwiderte Wrage, und es war ehrlich. »Wie ist das Verhältnis zu Ihrer Schwester?«

»Mit einem Wort: schwesterlich. Wir sind recht verschieden geartet, darum verstehen wir uns ausgezeichnet. Ich gehe das Geld heranschaffen, sie führt den Haushalt. In diesem Punkt wünsche

ich keine Veränderung. Ich bin zufrieden. – Oder sollte ich es nicht sein?«

»Es gibt demnach Punkte, in denen Sie eine Veränderung wünschen?« warf Schröder ein.

Ilse Treudorf sog an ihrer Zigarette. Die Glut lief wie Honig auf das Mundstück zu. Noch ein Zug, und sie würde den Filter erreichen. Eine Zigarette für drei Züge. Der Rauch mußte förmlich bis zum Rand der Fußnägel vordringen. »In dem Augenblick, als ich das sagte, wußte ich, daß Sie einhaken würden. Nun, es stehen ja Veränderungen bevor. Max hat das Zeitliche gesegnet. Gerda und ich werden würfeln, wer in die untere Etage zieht. Wahrscheinlich aber überlasse ich sie ihr – bei ihren Beinen. Das ist doch ein Punkt – oder?« Schröder gab einen schnaubenden Laut von sich.

»Wie war die Beziehung zu Ihrem Bruder?« fuhr Wrage fort.

Ilse Treudorf tat einen dritten Zug, blies eine gewaltige Rauchwolke in die Fächerpalme und drückte graziös den Stummel aus. »Wir konnten uns nicht ausstehen. Haben uns schon als Kinder beim geringsten Anlaß geprügelt. Freilich, er war sieben Jahre älter als ich und gewann immer, aber das hat mich nicht davon abgehalten. Wir ähnelten uns zu sehr, um uns zu verstehen. Gegen Angriffe von außen hielten wir allerdings immer zusammen. Max war eine Ekelpadde, aber nur zu uns. Wir gingen uns aus dem Weg, hätten jedoch im Notfall uns einer auf den anderen verlassen. Ist doch normal – oder?«

»Wer war am vergangenen Freitag im Haus?« Wrage zog eine Zigarette hervor, betrachtete Schröders gerunzelte Stirn und steckte sie in die Schachtel zurück.

»Sie dürfen rauchen«, sagte Frau Treudorf, blickte auf die kleine weiß und schwarz karierte Schachtel mit der roten Aufschrift, hauchte ein verschrecktes »Oh« und antwortete schnell: »Am Freitag hatten wir volle Besetzung: Gerua, ihr Goldsöhnchen, später ich und Jens, der Schachspieler und ewige Verlierer. Muß einem doch an die Nerven gehen, wenn man ständig verliert – finden Sie nicht?«

»Möglicherweise geht es ihm ums Spiel, nicht darum, zu gewinnen. Das soll es doch geben – oder?«

Ilse Treudorf schritt unbeeindruckt über die Spitze hinweg. »Das möchte ich einräumen. Aber ein ganzes Jahr nicht eine einzige Partie zu gewinnen – das macht gewiß die gutmütigste Seele zum Wolf. Ich kann mir nicht vorstellen, daß Hallstadt mit Freude hergekommen ist, um Woche für Woche Spiel für Spiel zu verlieren. Ich will nicht von Max reden, der spielte leidenschaftlich und gewann mit Begeisterung. Er hätte die Lust nicht verloren, und wenn es tausend Jahre gedauert hätte. Aber wieder und wieder den kürzeren ziehen? Und wegen anderer Dinge – sich beispielsweise den Bauch vollzuschlagen oder scharf zu saufen, wie früher einige Freunde – konnte Jens Hallstadt auch nicht gekommen sein. Er hat nichts genommen, und später wurde ihm auch nichts mehr angeboten. Das war es also nicht. Was dann? Freude am Spiel, am Verlieren? Seine Freundschaft zu Max? Wenn man regelmäßig kommt, erwischt man den Freund auch mal mit schlechter Laune. Das dämpft die Zuneigung, glauben Sie mir! Würde es Ihnen gefallen, ständig Quell der Schadenfreude Ihres Freundes zu sein? Ich bin zwar überzeugt, daß Max von irgendeinem seiner ekelhaften Skorpione gestochen wurde – oder beißen die? –, doch wenn es nicht das ist, würde ich hierin ein Motiv sehen. Oder was meinen Sie?«

Schröder warf Wrage einen ärgerlichen Blick zu und betrachtete nervös seine Fingernägel.

»Kennen Sie Jens Hallstadt näher?« fragte Wrage lächelnd.

»Nur flüchtig. Sollte ich ihn kennen?«

»Immerhin kommt er seit einem Jahr regelmäßig zweimal in der Woche in dieses Haus.«

»Ich bin ihm gelegentlich unten in der Diele begegnet. Meinen Sie, ich hätte einen Grund finden müssen, einen Freund von Max in ein persönliches Gespräch zu verwickeln?« Sie fingerte eine neue Zigarette aus der Schachtel.

»Wann kam Herr Hallstadt am Freitag?«

»Das weiß ich nicht, weil ich zu diesem Zeitpunkt einer kleinen Nebenbeschäftigung nachgehe. Warum interessiert Sie das?« Ilse Treudorf wandte Schröder den Kopf zu und musterte ihn eine Weile schweigend. »Ich mache Sie doch nicht etwa nervös?«

»Ein wenig, entschuldigen Sie.«

»Ich?« fragte sie gedehnt. »Eine Frau in meinem Alter?« Sie drohte kokett. »Sie sind ein Schmeichler, wissen Sie das?«

Schröder erhob sich gemessen, trat zum Fenster und hauchte unter Wrages drohendem Blick gegen die Scheiben.

»Wissen Sie wenigstens, wann Hallstadt gegangen ist?«

»Zehn nach neun. Korrekt heißt es einundzwanzig Uhr zehn. Sie sind doch für Genauigkeit – oder?«

»Und der Sohn Ihrer Schwester? Wann verließ der das Haus?«

»Der Goldjunge bleibt nie lange. Er erledigt die Einkäufe fürs Wochenende, kommt etwa gegen fünfzehn Uhr und verschwindet, wenn Hallstadt eintrifft. Das muß auch sein, denn Gerda ist verpflichtet, beim Schachspiel mit flinken Stricknadeln häusliche Heim- und Herdatmosphäre zu verbreiten. Macht doch auf Männer Eindruck – oder?«

Schröder atmete tief aus und handelte sich einen zweiten ernsten Blick ein.

»Merkwürdig«, sagte Wrage, »mir ist aufgefallen, daß Sie immer wieder vom ›Goldjungen‹ sprechen. Das hört sich nicht gut an.«

Ilse Treudorf gab längere Zeit keine Antwort. Im Zimmer konnte man das Ticken einer Uhr hören. Ihr Gesicht veränderte sich, wurde älter, bitter. Als sie fortfuhr, war der locker-schnoddrige Tonfall einer spröden Härte gewichen. »Ich habe für Aussteiger nichts übrig, jedenfalls nicht für solche, die die menschliche Gesellschaft aufs tiefste verachten – jedoch bei jeder Gelegenheit dieser Gesellschaft gegenüber die Hand aufhalten. Ich mag keine Menschen, die jede an sie gestellte Forderung als Anmaßung betrachten, aber von allen anderen Leistungen für ihr persönliches Wohlergehen verlangen. Typen, die mit der Akribie eines Winkeladvokaten ihre Rechte kennen, aber Pflichten als etwas ansehen, mit dem man ihre kostbare Persönlichkeit erdrosseln will. Warum muß gerade ich mit solch einem Schmarotzer verwandt sein!« Sie zündete sich eine neue Zigarette an. Diesmal schaffte sie es, diese bereits mit einem Zug zur Hälfte aufzurauchen. Auf ihre Kordhosen fiel Asche. Sie klopfte sie mit einer beinahe zornigen Gebärde ab.

Schröder wurde aufmerksam. »Befindet sich Ihr Neffe in finanziellen Schwierigkeiten?«

»Das ist sein Dauerzustand. Allerdings verbraucht er nicht viel – sagt Gerda. Er wird von ihr mit Naturalien versorgt. Mit Geld nicht, denn es steht nur ihr zur Verfügung, was Max und ich ihr als Haushaltsgeld geben. Darüber führt sie Buch. Freilich bleibt etwas für sie übrig, aber viel ist es nicht. Was sie braucht, bekommt sie von uns. Wir sind da nie kleinlich. Mag sein, daß sie ihrem Goldjungen – der ja so begabt und intelligent ist – ab und zu einen ersparten Puffi zusteckt ...«

»Einen was?« fragte Schröder verständnislos.

»Einen Fünfzigmarkschein«, erklärte Wrage lächelnd.

»Die Begabung und Intelligenz des Jungen beschränkt sich leider nur darauf, alle möglichen Leute anzupumpen. Ich weiß das zwar nicht mit Sicherheit, aber ich nehme es an. Sie werden mit ihm sprechen. Lassen Sie Ihre Brieftaschen im Büro. Er bringt es fertig, daß Sie ihm ein paar Scheine regelrecht aufdrängen.«

»Hat er versucht, von Ihnen oder Ihrem Bruder Geld zu leihen?« fragte Schröder.

Frau Treudorf kicherte abgehackt. »Leihen – wie sich das anhört! Er pumpt, daß ihm die Schwarte knackt! Ich bin nur einmal auf einen alten Trick hereingefallen, als er von mir fünfzig Mark haben wollte. Er nahm jedoch nur fünfundzwanzig und bemerkte, damit sei er mir – und ich ihm fünfundzwanzig schuldig. Somit wären wir quitt. Meinen Zorn kühlte auch kein Küßchen auf die Wange und die Beteuerung, daß es nur ein Scherz gewesen wäre. Er weiß seitdem, daß es bei mir nicht klappt. Bei Max hat er es wohl mehrfach versucht, ist aber jedesmal rausgeworfen worden. Goldsöhnchen ist aber nicht der Mensch, der sich entmutigen läßt.«

»Heißt das, er könnte trotz der Mißerfolge versucht haben, wiederholt Ihren Bruder – hm – anzupumpen?« fragte Schröder mit sichtlicher Spannung.

»Sagte ich soeben – oder?«

»Vielleicht am vergangenen Freitag?«

Wrage runzelte die Stirn. Doch bevor er eingreifen und die Di-

rektheit von Schröders Frage dämpfen konnte, gab Frau Treudorf bereitwillig Antwort: »Ich war nicht zu Hause, aber am Freitag hat er es gewiß nicht noch einmal versucht, so klug ist, ›Wolfi‹ auf jeden Fall. Oder glauben Sie nicht?«

Schröders Stimme bekam einen grollenden Unterton. »Sie waren nicht anwesend, woher also wollen Sie das wissen?«

»Weil es nicht zu seiner Taktik gehört. Ist doch klar – oder?«

»Das verstehe ich nicht«, sagte Schröder ein wenig lauter.

Wrage warf ihm einen warnenden Blick zu.

Ilse Treudorf drückte heftig ihre Zigarette im Aschenbecher aus. »Kein normaler Mensch wird eine Bitte, die ihm abgeschlagen wurde, am nächsten Tag wiederholen. ›Wolfi‹ hatte Max am Donnerstagabend angerufen. Dieses Zimmer liegt über seinem Arbeitszimmer. Max brüllte so laut, daß ich jedes Wort verstehen konnte. Er sagte, er würde keinen Pfennig lockermachen, bevor Wolfgang nicht seine Seite des Vertrages erfülle. Dann knallte er den Hörer auf, daß in meinem Zimmer die Scheiben klirrten.«

»Wissen Sie, was für einen Vertrag er meinte?«

»Ich vermute, es handelt sich um den Zuschuß, den Max dem Goldjungen während des Studiums gewährte. ›Wolfi‹ hat es geschmissen, und Max stellte darauf die Zahlungen ein. So reimte ich es mir jedenfalls zusammen, denn Max erzählte nichts, Gerda war zurückhaltend in Fragen ihres Sohnes – und ich stellte keine Fragen. Sollte ich alles wissen?«

Wrage räusperte sich. »Wir wollen Ihre Zeit nicht länger in Anspruch nehmen. Kennen Sie das Testament Ihres Bruders?«

»Er hat es uns vorgelesen. Ist schon Jahre her. Wir haben übrigens alle unsere Testamente gemacht. Max zu unseren, ich zu Gerdas und die zugunsten ihres Sohnes. Ist naheliegend – oder? Oh, Sie wollen doch nicht etwa schon gehen?«

4.

Im Büro war der Untersuchungsbericht des Gerichtsmedizinischen Instituts eingetroffen. Er besagte im wesentlichen das, was

ihm Doktor Lesekin bereits am Telefon mitgeteilt hatte: Kantharidin, das Gift der »Spanischen Fliege«.

Wrage hob den Kopf. Dachte angestrengt nach. Nein, Insekten dieser Art waren in Max Treudorfs Sammlung nicht enthalten, nur einige Dutzend Arten leuchtender Käfer, Spinnen und Skorpione. Keine Mücken, keine Fliegen – erst recht kein spanischen. Gräßlich!

Ein klassisches Gift. Doktor Lesekin hatte es sich nicht nehmen lassen, einen kurzen historischen Abriß zu zeichnen. Aber in dem ihm eigenen trockenen und langweiligen Stil. Demnach war Kantharidin in früheren Jahrhunderten auch eine Komponente der berüchtigten »Liebestränke«. Anwendung in der Medizin gegen Tollwut, Rheumatismus und Nierenkrankheiten. In der Schulmedizin Anfang des 20. Jahrhunderts spielte das Gift, das zu Hautreizungen und Blasenbildungen in den obersten Hautschichten führt, noch eine Rolle als Wirkstoff von blasenziehenden Pflastern, und zwar als Spanisch-Fliegen-Tinktur, -Kollodium, -Öl und -Salbe. Seit mehr als fünfzig Jahren obsolet. Im Inland keine Herstellung. Tödliche Dosis: 30 Milligramm.

Verdammt wenig, kaum mehr als die Asche einer Zigarette!

Max Treudorf hatte Entzündungen, Blasen- und Schorfbildungen in der Mundhöhle, ein Beweis, daß er das Gift oral – also durch den Mund – eingenommen hatte.

Zum Schluß stand noch ein interessanter Satz: »Es gibt keinen Zweifel, daß es darüber hinaus einen physischen Kontakt mit dem Gift, dessen heftig reizende ... und so weiter ..., gegeben hat, wie Hautentzündungen mit teils wäßrigen und teils mit Eiter gefüllten Blasen auf den Fingern der rechten Hand des ... und so weiter ... beweisen ...«

Klar, Max Treudorf hat das Zeug angefaßt! Aber wie kam er dazu, es auch noch zu schlucken? Vielleicht doch ein Suizid?

Es gab eigentlich nur zwei Kategorien: Die einen brauchten Publikum und griffen zum letzten Mittel, um auf sich und ihre Sorgen aufmerksam zu machen – und die anderen, denen es ernst war. Aber diese hatten bis zu ihrem Entschluß genug gelitten. Sie würden sich nicht auch noch zu Tode quälen. Ausgeschlossen.

Schröder trat mit zwei Kaffeetassen ins Büro, servierte Wrage formvollendet, setzte sich an seinen Schreibtisch und wedelte langsam, lässig und demonstrativ angewidert eine vor seiner Nase schwebende Rauchschwade weg. Er rückte am Binder, wischte ein unsichtbares Staubkorn vom Ärmel.

Wrage warf ihm wortlos den Hefter über den Tisch. Schröder fing ihn mit tadelndem Kopfschütteln auf, glättete ihn und legte ihn vor sich, sorgsam ausgerichtet, korrigierte einigemal, befeuchtete seine Finger, schlug den Deckel auf und vertiefte sich in den Bericht.

Nach einer Viertelstunde, in der die Stille im Büro atmete, aus einem Nebenzimmer gedämpft das Geräusch einer Schreibmaschine tönte, Wrage seinen Kaffee ausgetrunken, eine Zigarette nach der anderen geraucht und auf der Strecke zwischen sich und dem Aschenbecher kleine grauschwarze Häufchen verteilt hatte, blickte Schröder auf.

»Ich habe mich erkundigt. Kantharidin ist in keiner Apotheke erhältlich. Korrekt: nicht einmal vorhanden. Es ist praktisch unmöglich, an das Zeug zu kommen. Ich wollte nachprüfen, was Ihnen Doktor Lesekin am Telefon sagte.«

»In Ordnung«, erwiderte Wrage.

»Einen Suizid schließen wir aus bereits diskutierten Gründen aus. Es wäre auch unlogisch, daß der Mensch nach der Einnahme sämtliche Spuren des Giftes beseitigt. Ich denke dabei an den Tresor, in dem er seine Nahrungsmittel aufbewahrte. Die Kriminaltechniker hätten etwas gefunden, und wären es auch nur einige Moleküle.«

»Ich bin ganz Ihrer Ansicht, Schröder.«

»Und bei einer unbeabsichtigten Einnahme – wie zum Beispiel der Fall Kaunitz im vorigen Monat – müßte es vor Spuren geradezu wimmeln.«

»Richtig.«

»Während meines Studiums hat ein Dozent gesagt, die Aufklärung eines Tötungsverbrechens wäre im Gegensatz zu einem Einbruch vergleichsweise einfach. Bei Mord gibt es in nahezu allen Fällen Bezugspersonen ...«

»Und vor uns liegt nur noch die einfache Aufgabe, diese Bezugsperson zu finden. Kein Problem.«

Schröder schlug für einen Moment die Augen nieder. »Die beiden Schwestern schließen wir aus ...«

»Wie kommen Sie darauf?«

»Sie gewinnen am Tode ihres Bruders nichts. Außerdem – er ist ihr Bruder.«

»Denken Sie daran, daß die meisten Tötungsverbrechen innerhalb der Familie geschehen. Nichts gewinnen? Ein Bankkonto von achtzigtausend ...«

»Hundertzwanzigtausend«, erwiderte Schröder. »Ich war bei der Bank. Treudorf hat seinen Betrieb verkauft.«

»Noch besser! Abzüglich fünfzehntausend für den Neffen, bleiben zweiundfünfzigeinhalb Mille für jede Schwester. Vom Haus will ich nicht reden. Und besondere Liebe schien zwischen ihnen ohnehin nicht zu bestehen. Aber anzunehmen, daß eine zwei- und eine achtundfünfzigjährige Frau – gewissermaßen aus Altersgründen – nichts mehr mit einer Stange Geld anzufangen wissen, scheint mir doch allzusehr der Denkweise Ihrer Altersgruppe zu entsprechen.«

Schröder schnaubte. »Sie sind sechsunddreißig – und treten mir gegenüber auf, als wären Sie hundert. Finden Sie nicht, daß Sie ...?«

»Keineswegs«, erwiderte Wrage grollend, »im Vergleich zu Ihnen bin ich es, jedenfalls, was Erfahrungen betrifft. Sie sollten gelernt haben, daß die Täter-Psychologie die Psychologie eines nicht normalen Menschen ist. Vielleicht sehen wir uns deshalb gern knallharte Krimis an, weil wir ›normalen‹ – also durchschnittlichen – Menschen über gut funktionierende Hemmungsmechanismen verfügen, die es unmöglich machen, zu handeln wie der Täter im Film. Wir lassen uns angesichts des Obskuren, der Gewalt, des ›Auge um Auge‹ wohlige Schauer über den Rücken laufen, weil wir niemals zu solchen Taten fähig wären. Aber wissen wir, was im Hirn eines Täters vor sich geht? Wenn Max Treudorf vergiftet worden ist – woran kaum noch Zweifel besteht –, schließe ich ohne Beweis keine der Bezugspersonen von einer möglichen Täterschaft

aus: seine Schwestern nicht, auch nicht den Neffen, nicht einmal den alten Mann, der sich in der Diele vor Erschütterung über den Tod seines Freundes auf die Bodenfliesen streckte. Vielleicht hat er Treudorf tatsächlich das Gift gegeben, weil er sich für seine Verluste beim Schachspiel rächen, wenigstens einmal siegen wollte. – Oder Schwester Gerda: Sie wollten erben, um es ihrem Söhnchen in den Rachen zu werfen, denn sie hat niemals mehr Geld als zum Nötigsten besessen. Auch Rache wäre ein Motiv, weil der Bruder sie ihr Leben lang als Putzfrau behandelte, sie tyrannisierte, möglicherweise am Scheitern ihrer Ehe beteiligt war oder eine spätere vereitelte. – Nehmen wir Ilse: eine Frau, zwei Jahre vor der Altersrente. Sie haben ja gesehen, daß sie keine Mühe scheut, fünfzehn Jahre jünger auszusehen. Darin investiert sie alles, quält sich mit Kuren, um die Figur zu erhalten, gibt ein Vermögen für Kosmetika aus. Jede Wette, daß sie abgeschminkt wie ein grüner Hering aussieht ...«

»Ich möchte doch bitten ...«, sagte Schröder.

»Will sagen: Sie hat panische Angst vor dem Alter, davor, nicht mehr begehrt, nicht mehr konkurrenzfähig zu sein, nicht mehr im Mittelpunkt zu stehen. Sie knüpft überstürzt Kontakte, um sich selbst zu beweisen, daß sie noch jung ist. Will zurückerobern oder wenigstens den Prozeß aufhalten. Aber ihr fehlen die Mittel, sich notfalls zu kaufen, was ihr früher geschenkt wurde. Ihr Drittel am Haus ist kein Vermögen. Sie kann es sich an die Klotür hängen. Aber womit soll sie einen willfährigen und berechnenden jüngeren Mann aushalten? Und der Bruder sitzt auf dem Geld oder gibt es zum Erwerb neuer Spinnen, Käfer und Skorpione aus. – Auch den pumpstarken Neffen schließe ich nicht aus. Ich schließe niemanden aus.« Wrage hielt inne. Fingerte nach einer Zigarette und hustete nach dem ersten Zug, daß ihm ein Knopf vom Hemd sprang.

Schröder zog die Augenbrauen hoch und tippte auf den Hefter. »Bliebe noch die Frage offen, wie auch nur eine dieser Personen an das Gift gelangen konnte. Eine Hausfrau und eine Kaufhallenchefin hätten sicherlich Schwierigkeiten. Auch bei dem Neffen und Treudorfs Schachfreund kann ich mir nicht vorstellen, wie sie an das Zeug gelangten.«

»Die beiden kennen wir noch nicht. Außerdem ist es möglich, daß das Gift von außerhalb des Hauses gekommen ist. Jemand, der die Gewohnheiten des Hausherrn studiert hat und weiß, daß er als einziger Sahne zu trinken pflegt. Jemand, der einen triftigen Grund zu haben glaubt, zum Beispiel ...«

»In Treudorfs Tresor befanden sich einige leere Flaschen. Sie waren sämtlich einwandfrei. Das ließ sich leicht nachweisen, weil sie unausgespült waren.«

»Sie haben gehört, daß Treudorf Freitag und Sonnabend alle Sahne ausgetrunken hat. Darunter brauchte sich nur *eine* Flasche zu befinden, die mit dem Gift präpariert war und später beseitigt wurde. Denken Sie daran, daß Treudorf neunundsiebzig einen jungen Mann totgefahren hat. Vielleicht besaß der jemand, der es als Verbrechen ansah, besoffen hinterm Lenkrad zu sitzen und Leute totzufahren. Eine Vater, eine Mutter, eine Freundin. Alles ist möglich.«

»Gut, ich werde dem nachgehen«, erwiderte Schröder und wedelte unwillig eine Rauchschwade zur Seite. »Aber ich darf Sie korrigieren: Die Entzündungen, Wasser- und Eiterblasen auf Treudorfs Fingern beweisen, daß er mit dem Gift in direkten Kontakt geraten ist. Vulgo: Er hat es angefaßt. So steht es im Bericht. Außerdem erlaube ich mir, auf zwei Dinge hinzuweisen: Erstens – keine der Schwestern wußte von dem mit einer Klausel veränderten Testament vom August dieses Jahres. Zweitens – warum fürchtete Treudorf, auf unnatürliche Weise ums Leben zu kommen? Die Bedingung würde er nicht gestellt haben, wenn er nicht mit einem Mordanschlag von innen gerechnet hätte – wobei es zu diesem Eigenbrötler paßt, sich keine Lebensversicherung geschaffen zu haben. Aber ein Racheakt von außen hätte ihn unvermutet getroffen.«

»Da ist was dran«, entfuhr es Wrage. Er war einen Augenblick nicht ohne Bewunderung. Schwieg längere Zeit, in der ihn Schröder mit unbewegtem Gesicht beobachtete. »Gehen wir davon aus, daß Treudorf durch seine in- und ausländischen Beziehungen möglicherweise die beste Möglichkeit hatte, sich das Gift – zu welchem Zweck auch immer – zu beschaffen. Wir werden seinen gesamten

Briefwechsel durchkauen. Vielleicht hat ihm jemand das Zeug geschickt, oder es gibt eine Andeutung. Doch ich möchte auch die Möglichkeit einer Verbindung mit dem Verkehrsunfall nicht aus dem Auge verlieren.«

»Ich sagte schon: Ich gehe dem nach«, erwiderte Schröder kühl.

5.

Sie standen in einem feuchtkalten, zugigen Hausflur, in dem sich der Geruch nach modrigen Kellergewölben mit dem Duft eines Bratens mischte. Neben der Treppe stand eine Tür offen, durch die aromatische Rauchschwaden wogten. Dann trat eine ältere Frau in Schürze und Kopftuch auf die Schwelle, in der Hand einen triefenden Waschlappen. »Ach, entschuldigen Sie, aber draußen ist es zu kalt, um das Fenster zu öffnen. Ich lasse den Küchendunst immer in den Hausflur abziehen.« Sie musterte die beiden Kriminalisten. »Wollen Sie zu mir oder zu meinem Mann? Der ist auf Arbeit.«

Zwischen ihre Beine hindurch zwängte sich ein pechschwarzes vierbeiniges spitzähnliches Monstrum mit verwegen blitzenden Augen. Es trippelte flink auf die Männer zu, würdigte Wrage keines Blickes und beschnüffelte Schröder unfreundlich. Hob an seinem Hosenaufschlag überraschend das Beinchen. Schröder ließ es wie versteinert geschehen.

»Herkules, laß das!« schrie die Frau, holte weit aus und schleuderte den Waschlappen, als es bereits zu spät war. Sie verfehlte den Hund, nicht aber Schröders Hosenbein. Das Tierchen kehrte sichtlich stolz zu ihr zurück und wedelte beifallheischend. »Bittu böser, böser Hundi.« Sie drohte kraftlos. »Muttu Frauchen immer Ärger machen? Pfui, schämi.« Und zur Strafe streichelte sie ihren Liebling.

»Was mache ich nun mit den Flecken?« fragte Schröder ratlos.

»Warum mußten Sie auch so unvermutet auftauchen? Wahrscheinlich haben Sie ihn erschreckt.«

»Wir möchten zu Herrn Siebert«, sagte Wrage.

Das Gesicht der Frau blieb freundlich. Sie zeigte auf die Treppe.

»Dort hinauf, die erste Tür rechts, das Mansardenzimmer. Sie sind wohl Freunde von ihm? Er bekommt so selten Besuch. Wird er sich aber freuen.«

Sie stiegen eine knarrende Treppe hinauf und gelangten in die obere Etage. Vor ihnen lag ein kleiner Flur, von dem drei Türen abführten.

»Is offen!« brüllte eine Stimme von innen.

Wrage stieß die Tür auf, und sie gelangten an einer winzigen, offenbar nachträglich eingebauten Kochnische vorbei in ein verblüffend großes Zimmer mit zwei modernen Fenstern, hinter denen sich in voller Größe die Doppeltürme der Zepernicker Kirche zeigten. Wären sie nicht gewesen, hätte man das Zimmer auf den ersten Blick für einen Kellerraum halten können. Die Wände zu beiden Seiten waren abgeschrägt, nicht tapeziert und weiß gestrichen. Verstreut und ohne sichtliche Ordnung hingen an ihnen mit Reißzwecken befestigte Postkarten, Magazinakte, Zeitungsausschnitte und Fotos. Von einer Einrichtung konnte keine Rede sein, es sei denn, man hätte einen wackligen Tisch, einen Küchenhocker und einen alten Fernsehapparat dafür gehalten. An den Wänden lagen Stöße von Büchern und unter dem Fenster, direkt vor dem Zentralheizungskörper, zwei Matratzen. Und dort, lang ausgestreckt, Wolfgang Siebert: zweiundzwanzig Jahre, blaß, hellblond, langhaarig, blaugraue Augen.

»Hey«, sagte er und rappelte sich von seiner Lagerstatt auf. Es fehlten nur wenige Zentimeter, und er wäre gegen die zwei Meter hohe Zimmerdecke gestoßen. Freundlich blickte er auf die beiden Männer hinunter und reichte ihnen mit der schlaksigen Gebärde eines Basketballspielers die Hand. »Habe die Cops schon erwartet. Machen Sie sich nieder, Mann,«

»Ja, wo? Wrage blickte sich suchend um.

»Na, hier.« Der junge Mann stieß mit der Fußspitze gegen die Matratzen.

Wrage ließ sich nieder. Stellte dabei mit Befriedigung fest, daß er nichts von seiner Gelenkigkeit eingebüßt hatte. Schröder zog es vor zu stehen und die beiden Flecke auf seinem Hosenbein mit kritischen Augen zu betrachten.

Siebert setzte sich Wrage gegenüber in den Schneidersitz. Seine hohe, überschlanke Gestalt erinnerte in dieser Haltung an einen Hindu-Mönch. »Ich hab' schon gehört, daß mein Onkel die Hufe hochgerissen hat ...«

»Drücken Sie sich gefälligst klar und ohne Verwendung dieses Rotwelschs aus!« ranzte ihn Schröder an.

Siebert deutete mit dem Daumen auf ihn. »Hat der 'nen Zappen, Chef?«

»Von wem?« fragte Wrage.

»Die Klatschtanten im Ort haben doch 'nen Bock auf jede Neuigkeit und düsen sie aus, daß einem die Optik feucht wird. Soll nicht sauber gewesen sein, als Onkelchen den Löffel abgab. Sonst kommen ja die Bull... – Pardon – nicht.«

»Da liegst du glatt auf der Strecke«, erwiderte Wrage.

Schröder starrte ihn an und wandte sich dem Fenster zu.

Siebert nickte. »Selbst hat er sich wahrscheinlich nicht gekillt – nee, dazu war Onkelchen zu sehr auf dem Ego-Trip. Jemand hat ihn umgenietet, falls es kein Versehen war.« Er verstummte, schob überlegend die Unterlippe vor. Warf einen mißtrauischen Blick auf Wrage. »Wenn de kommst, mir 'nen Bonbon ans Hemd zu kleben, kriegst de nicht mal 'nen Rülpser in die Lauscher. Dann kannste mich am Arsch lecken.«

»Da mußt du dich anstellen, mein Junge!« fuhr Wrage auf. »Wofür hältst du uns, he? Wenn wir so wären, würden wir dich einsakken und verknacken, ob du quatschst oder nicht. Was glaubst du denn, wo du lebst? Mensch! Ich muß nämlich ein bißchen mehr tun, als mir die Nüsse schaukeln, sonst würden ein paar schräge Typen selbst dir die Matratze unterm Hintern wegziehen und versilbern. Okay, dein Onkel hat den Schwamm hochgeschmissen, und irgendwas dran ist nicht sauber. Ich will den Background abraffen, mir den, der seine Wichsgriffel in der Suppe hatte, in Schwarz einrahmen – hast du das gebongt?«

»Okay, Chef«, sagte Siebert, »du hast 'nen Daumen drauf.«

Schröder schüttelte verständnislos den Kopf.

»Wer hat's dir gesteckt?«

»Meine alte Dame. War heute vormittag hier.«

»Wenn Sie sich nicht augenblicklich einer unmißverständlichen Ausdrucksweise bedienen, werden wir zusammen ins Büro fahren und Sprachunterricht nehmen!« sagte Schröder laut.

Wrage warf ihm einen Blick zu, unter dem er förmlich zusammenschrumpfte. Er schlug die Augen nieder und wandte sich ab.

»Ich bin schon zusammengefahren, als ich den gesehen habe«, bemerkte Siebert.

»Ich lache zu Hause drüber«, erwiderte Wrage, »da habe ich's gemütlicher. – Wo arbeitest du?«

»Ich bin Nachtpförtner bei einer PGH in Buch.« Siebert machte sich lang und zog unterm Kopfende der Matratze eine Schachtel Zigaretten hervor. »Rauchst du?«

»Volles Rohr«, gab Wrage zurück und nahm eine der angebotenen Zigaretten an. »Wie bist du zu dem Job gekommen?«

»Habe ich selbst gegriffen. Mit irgendwas muß man ja seinen SV-Beitrag straffen. Abi gemacht, drei Jahre studiert – 'ne Mucke, die ich zum Kotzen finde. Maschinenbau – das geht mir echt ab. Totaler Null-Bock. Aber was sollte ich machen? Bis zu meinem Achtzehnten mußte ich unter den Flügeln von Mutter, Onkel Max und Tante Ilse leben. Wohnung ausgeschlossen – wozu denn? Und Big-Boß Onkel Max wollte gern 'nen Dipl.-Ing. in der Familie, 'nen Nachfolger – natürlich Maschinenbau. Ich wollte Biologie. War in Onkelchens Augen die geläuterte Scheiße. Natürlich auch in Mutters, da Onkel Max der Meinung war. Hatte Talent, sagten die Lehrer. Hätte mich durchsetzen können. Leb du mal in der Familie! Wenn's mir damals möglich gewesen wäre, hätte ich mich verpißt. War aber nicht. Wohnungsantrag abgelehnt, weil Haus so groß. Und täglich diese drei Fressen vor Augen. Keine Möglichkeit, sich abzuseilen. Also gab ich nach, um des lieben Friedens willen. Studierte Maschinenbau. Aber nach drei Jahren war der Ofen aus. Habe alles getan, damit man mich exte. Hat man auch, und damit konnte ich zu Hause nachweisen, daß ich das Studium nicht freiwillig schmiß. – Mensch, hätte es nur einen einzigen gegeben, der mir den Rücken gestärkt hätte! Aber nichts da, Mutters Meinung war Mäxchens, und für Tante Ilse hatte ich einen großen Makel, der mich zum Vieh machte: den kleinen Zipfel im Hosenbund.«

»Das ist ja alles ganz schön und gut ...«, begann Schröder schroff, wurde jedoch von Wrage mit einer herrischen Geste zum Schweigen gebracht.

»Jetzt bin ich völlig down«, sagte Siebert resigniert. »Du könntest vielleicht sagen, daß ich mit Saft hätte etwas ändern können, hätte studieren können, was ich möchte, mich von allem frei machen. Das wäre zu leicht. Lebe du mal in dieser Familie. Sie ist alles, was ich habe.«

»Das geht mir 'runter«, sagte Wrage.

Siebert lächelte. »Hast sicher auch dein Paket zu schleppen, wie?«

»Und ob«, erwiderte Wrage, »und es macht nicht immer 'ne glatte Stirn, glaub mir das.«

»Nehme ich über, klar.«

»Dein Onkel hat dir für die Dauer deines Studiums Moos rübergereicht, wie ich lauschte. Wieviel hat er gespuckt?«

»Im Monat 'ne Rotfeder ...«

»Was soll denn das nun wieder heißen?« fauchte Schröder.

»Ein Fünfzigmarkschein«, erklärte Wrage, unwillig über die Störung.

Siebert lächelte sarkastisch. »Onkelchen meinte, ich müsse standesgemäß leben. Hat mir getönt, was er früher alles mit 'nem Fuffziger angestellt hat. Ließ die Puppen tanzen. Is doch Steinzeit, Mann! Heute mußt du dir überlegen, ob de 'ne Flasche Rotwein oder – fürs gleiche Geld – lieber zwei Granaten Schnaps kaufst. Hab' schon geflüstert, daß man mich vorm Jahr exte. War überreif. Kannst du dir vorstellen, wie es ist, wenn du dich abends graulst, ins Bett zu gehen, weil du nach dem Aufwachen in die Höhle fahren und etwas lernen mußt, was dich überhaupt nicht interessiert, wovon dir übel wird? Ich habe mir ein paar Magengeschwüre eingetreten. Und dann war der Riemen 'runter. Freilich, mein jetziger Job ist auch nicht die reine Sahne, aber es ist normale Arbeit und bringt einen wenigstens nicht zum Kotzen, wenn man daran denkt. Außerdem habe ich Aussicht, fünfundachtzig 'nen Studienplatz zu kriegen. Biologie. Wenn's klappt, habe ich Zeit, es Muttern tropfenweise beizubringen.«

»Das wird um vieles leichter sein, zumal der autoritative Rat Max Treudorfs nicht mehr präsent ist«, warf Schröder mit merkwürdig spröder Stimme ein.

Wrage erhob sich gemessen, trat so nahe an Schröder heran, daß er ihn fast berührte. »Noch ein Wort, und ich werde Sie bitten, mich am Wagen zu erwarten«, flüsterte er. Dann blickte er aus dem Fenster, machte auf dem Absatz kehrt und setzte sich wieder auf die Matratze.

Siebert schwieg einen Augenblick betroffen. Dann lächelte er Wrage schief an. »Was soll'n das sein? 'ne Verdächtigung? Kopfdichtung durchgebrannt, wie? Ich vergifte meinen Onkel, nur um mein gewünschtes Fach zu studieren? Junge, der ist doch hirnrissig, aber total.«

Schröder musterte Siebert mit glitzernden Augen.

Über dessen Gesicht zuckte es verächtlich. »Wollen Sie prügeln?«

Er zeigte mit beiden Händen auf seine schmale Brust. »Hau'n Sie 'rein, Mann, wenn Ihnen dann besser ist.«

»Das war keine Verdächtigung«, sagte Wrage. »Das steht uns nicht zu. Also kein Grund, ihm dämlich zu kommen, klar?«

»Er ist älter und hat angefangen. – Okay, ich reiß' mich am Riemen.«

»Wann hörte dein Onkel auf zu blechen?«

»Voriges Jahr, als ich geext wurde. Mann, hat der mich vollgelappt! Keinen Pfennig und so. Mit dem war kein Reden. Ist ihm nicht entgangen, daß ich nicht mehr machen konnte, was ich nicht machen wollte. Nicht nur mit 'ner ekligen Wohnung, auch mit 'nem ungeliebten Beruf kann man jemanden erschlagen.«

»Hast du versucht, deinen Onkel anzupumpen? Ist ja nicht strafbar.«

»Letzten Donnerstag ...«

»Und früher?«

»Nee – wie kommst'n drauf?«

»Nur so«, erwiderte Wrage. »Was war am Donnerstag?«

»Ich verdiene nicht viel Geld, kann mir wenig leisten. Ein Kumpel wollte seinen alten Fernseher loswerden. Verlangte fünfhun-

dert, 'ne Gelegenheit. Ich habe aber bloß dreihundert auf der Kante. Also rief ich gegen halb acht an. Zu der Zeit hält sich der Alte im Gewächshaus auf, und Mutter sitzt mit Tante Ilse beim Abendbrot in der Küche. Aber ich war von den Socken, als nicht Mutter, sondern der Alte am Apparat war. Na gut, dachte ich, hast'n ja noch nie angepumpt – vielleicht läuft's.« Er schüttelte den Kopf. »War der Alte sauer! Er hörte überhaupt nicht zu, kapierte nur, daß ich zweihundert Mäuse haben wollte. Mann, drehte er auf! Rotzte mich voll, daß ich erst meine Seite des Vertrages erfüllen sollte – was das damit zu tun hatte, möchte ich wissen! –, keinen Pfennig und Schluß. War vermutlich so angeknackt, weil ich ihn bei 'ner guten Partie gestört hatte.«

»Ach?« Wrage rieb sich das Kinn. »Hat dein Onkel denn Schach gespielt? Mit wem?«

»Mit Jens Hallstadt, ist doch logo! Außer dem bereitet ihm ja niemand das Vergnügen, dauernd gewinnen zu dürfen.«

»Ist es nicht so, daß sich dein Onkel und Hallstadt nur am Dienstag und Freitag trafen?«

»Schon richtig, aber am Dienstag voriger Woche hatte Hallstadt wohl keine Zeit, und so verschoben sie es auf Donnerstag. Mutter hat's mir erzählt.«

»Und am nächsten Tag kam er wieder?«

»Klar. Wir haben uns gegenseitig die Türklinke in die Hand gedrückt. Er kam – ich ging. Habe natürlich darauf gespitzt, daß ich meinem Onkel am Freitag nicht in die Schußlinie lief. Der hätte sonst gleich wieder losgesaftet.«

»Was ist denn nun aus dem Geschäft geworden?«

Siebert wies mit der Fußspitze auf das Fernsehgerät in der Ecke. »Mutter hat mir am Freitag das Geld vorgestreckt, und nach dem Dienst brachte ich die Kiste mit. Sie bekommt's auf Stottern zurück – wie immer. Ich mag keine Miesen, nicht mal bei Muttern. Die hat zwar immer wieder mal versucht, mir 'nen Puffi klammheimlich in die Tasche zu schieben, aber ich konnte das nie ab ... Schließlich hat sie selbst nischt. Na ja, sie hat's dann auch fahren lassen. Hab' natürlich nichts dagegen, wenn sie mir was zum Mampfen fürs Wochenende einpackt.«

»Hast du nie versucht, deinen Onkel oder deine Tante mal um eine größere Summe anzupumpen?«

Siebert klatschte sich mit der flachen Hand auf die Schenkel. »Junge, ich weiß gar nicht, weshalb du dauernd auf der Pumperei rumhackst! Was willst du steigen lassen? Ich komme mit meinen paar Pinkelsechsern aus, brauche keinen anzupumpen. Na gut, große Sprünge kann ich nicht machen, aber deswegen lade ich mir nischt auf. Ab und zu hat mal Mutter rübergelangt, wenn was Größeres anzuschaffen war – 'ne Hose oder so –, aber das habe ich ihr gegen ihren Willen zurückgestottert. Immer. Außer am letzten Donnerstag wäre ich nie auf die Idee gekommen, meinen Onkel zu fragen. Schon gar nicht Tante Ilse ...« Er stutzte, schlug sich gegen die Stirn. »Na klar, *die* hat dir das Ei untergeschoben! Erzählte wahrscheinlich von dem Ding, das ich mit ihr gemacht hatte. War 'n Scherz, Mann! Da ging ich noch in die achte Klasse – das ist acht Jahre her! Die möchte mich allzugern zum Assi stempeln. Junge, Junge, nu schnall' ich ab! Und nur, weil ich andere Vorstellungen vom Leben habe, weil ich mir keine Konsumgüter zur Dekoration ins Zimmer stelle, keine Ersatzteilprobleme kenne und nichts haben will, was ich zum Leben nicht brauche. Hast du 'ne Schrankwand?« fragte er Wrage und fügte gleich die Antwort hinzu: »Natürlich hast du eine! Auch was drinzuhängen. Aber für meine drei Flicken genügt 'n Karton. Müßte beknackt sein, so'n Ding zu kaufen – abgesehen davon, daß ich sie nicht bezahlen könnte. Da sind mir andere Dinge wichtiger.«

»Erzähl mal, wie bei dir der Freitag aussah. Was hast du gemacht?« Wrage holte seine Zigaretten hervor und bot an. Siebert nahm sich eine heraus, beugte sich über Wrages Feuerzeug, tat einen tiefen Zug, stockte, sagte: »Au watte – die verträgst du?«

»Na?«

»Am Freitag? Kein Problem. Ist gelaufen wie immer. Bin gegen dreizehn Uhr aufgestanden – ich arbeite bis sechs Uhr morgens – und ging nach dem Frühstück einkaufen. Im Lebensmittelgeschäft traf ich Frau Kampe – Mutters Nachbarin – und begleitete sie bis zum Haus. Sie kam noch mit in die Küche, weil sie mit Mutter sprechen wollte. Zwischendurch tauchte mein Onkel auf – ich bin

schnell hinter den Schrank geklotzt, um ihm nicht ins Fadenkreuz zu geraten, der wäre sonst wieder steil abgefahren –, sschnappte sich seine drei Flaschen saure Sahne und verdünnesierte sich wieder. Ein paar Minuten später zischte die Nachbarin ab. Ich blieb mit Mutter allein. Sie kochte Mittagessen, packte mir fürs Wochenende was ein – zwei Schnitzel, ein bißchen Gemüse und ein Paket Kuchen –, gab mir Geld für den nächsten Einkauf, also für morgen, und um siebzehn Uhr schwirrte ich ab, wobei ich mit Jens Hallstadt zusammenstieß, der gerade kam. – Kannst'n fragen.«

»Und dann?«

»Ich ging nach Hause, setzte mich zu meinen Wirtsleuten«, er tippte auf den Boden, »vor die Glotze und ging um einundzwanzig Uhr fünfzehn zur Arbeit. Wie immer.« Siebert schürzte die Lippen und blickte nachdenklich zu Schröder, der mit verbissenem Gesicht am Fenster stand. »Ehrlich, Chef, ich kann mir beim besten Willen nicht vorstellen, daß Onkel Max von jemandem aus dem Haus vergiftet worden ist. Hat ja niemand 'nen Grund. Jens Hallstadt nicht, denn der wäre damit seinen einzigen Freund los – ist wohl auch 'ne arme Sau. Ich nicht, denn was ich von ihm erbe, hätte er sich noch zu Lebzeiten ans Knie nageln können. Ich brauche sein Geld nicht. Mutter – nee! Auch Tante Ilse hat keinen Grund – es sei denn, weil Onkel Max ein Mann war. Die möchte zwar alle Männer vergiften, weil die 'nen Penis haben und ihr trotz aller Anstrengung noch keiner gewachsen ist, doch sie würde es nie ernsthaft tun.« Er lächelte.

»Wir werden sehen«, knurrte Schröder. »Jemand war es jedenfalls.«

Siebert hob eine Braue. »Ich will euch was klönen. Selbst wenn einer von uns ihn hätte vergiften wollen – es gab gar keine Gelegenheit. Onkel Max hat im Haus nichts angerührt, weder gegessen noch gesoffen – außer das, was er in seinem Tresor stapelte. Bei jeder Flasche Bier, Schnaps oder Sahne überprüfte er die Verschlüsse mit der Lupe. Gnade Gott, es war eine Flasche Bier schal, ein Verschluß beschädigt, dann stieß er die Flasche von sich und tobte, daß man ihn vergiften wolle.«

»Was hat er denn so vertilgt?«

»Zehn Bier, zwei Flaschen Wodka und drei Sahne – von Freitag bis Sonntag. Am Montag ging Mutter einkaufen. Der Wahnsinnstyp hat schon mal im Suff einen totgefahren. Hinterließ bei ihm keinen tiefen Kratzer. Er sagte immer, er hätte Pech gehabt. Seitdem war unser Verhältnis Asche. – Mann, niemand hätte eine Chance gehabt, ihm Gift zu geben. Er rührte nichts an. Ich würde außerhalb suchen, Chef, vielleicht hat ihm sein Nebenmann in der Kneipe Gift ins Essen gekippt.«

»Möglich«, erwiderte Wrage. »Man könnte annehmen, daß dein Onkel befürchtete, im Haus vergiftet zu werden. Was mag der Grund sein?«

Siebert schnaubte. »Keinen Dunst. Vielleicht, weil er mal krank war.«

»Wann?«

»Im August – ja, Anfang August.«

»Was war denn das für eine Krankheit?«

»Da mußt du meine First Lady fragen. Ich habe mich nicht für seinen Zustand interessiert. Irgendwas mit den Nieren, glaube ich.«

An der Tür kniff Siebert ein Auge zusammen und streckte Wrage den Arm mit dem steil aufgerichteten Daumen hinterher. »Du bist okay, Mann. Aber den Dressman, der wahrscheinlich beim Pinkeln nicht zielen konnte, sollte man besser irgendwo runterspülen.«

»Und du würdest gern die Kette ziehen, wie? Bist du schon groß genug, um an das Ding ranzureichen? Mensch, geh in dich, Junge.«

6.

Als sie auf die Straße traten, hatte es zu nieseln begonnen. Es war grau, naßkalt, ungemütlich. Ein Wetter, bei dem Wrage lieber im Büro geblieben wäre – oder besser zu Hause im Bett. Schröder zog einen Schirm aus der Manteltasche – er hatte stets alles zur Hand, was benötigt wurde –, spannte ihn eilig auf und geleitete Wrage

mit Grazie zum Wagen. Schloß hinter ihm den Schlag, lief um das Auto herum, schüttelte die Regentropfen vom Schirm und schob sich hinter das Lenkrad. Die Fenster beschlugen. Das Nieseln ging in Regen über, der gedämpft auf das Wagendach tröpfelte. Hier, im Trockenen, hörte sich das Geräusch beinahe anheimelnd an.

Schröder wandte sich zu Wrage um, der nachdenklich sein Kinn massierte. »Ich war nicht gut, wie?«

»Das waren Sie nicht, verdammt noch mal! Es ist unglaublich, was Sie sich leisteten, mit welcher Impertinenz Sie durch Gesten, Schnaufen, Blicke und die Art Ihrer Fragestellung Ihre Meinung demonstrieren...«

»Ich kann diese Kerle nicht ertragen«, erwiderte Schröder heftig, »weil sie saufen, bei weitem nicht leisten, wozu sie imstande sind, weil sie huren, anständigen Männern die Frauen wegnehmen, glückliche Ehen zerstören ...«

»Das ist mir egal! Aber ich verbitte mir, daß Sie Ihre Einstellung und Ihre Meinung vor den Zeugen ausbreiten oder deren Aussagen durch irgendeine Geste kommentieren! Sie kennen nur schwarz oder weiß: entweder der Mensch ist glaubwürdig – oder er ist es nicht.«

»Verzeihen Sie. Gerade solche Typen ... ich kenne sie ... leider. Meine Nerven sind wahrscheinlich nicht die besten.« Schröder schwieg einen Augenblick. »Offen gestanden, ich bewundere Sie. Sie besitzen die Fähigkeit, die Farbe zu wechseln wie ein Chamäleon. Ich habe für einen Moment tatsächlich angenommen, Sie gehören zu Sieberts Umgang. Die gleiche Sprache, das gleiche Vokabular ... Ich sehe ein, daß diese Fähigkeit bei solchen Leuten eine gewisse Vertrauensbasis schafft, aber ich glaube nicht, daß ich jemals dazu in der Lage sein werde.«

»Sie hätten bei Siebert nichts erreicht, nichts. Sie stecken voller Vorurteile, und die sieht man Ihnen an. Sie verstehen es, eine Atmosphäre um sich zu verbreiten, die alle Welt gegen Sie einnimmt. Siebert hätte Ihnen die tollsten Lügen aufgetischt, um sich das Vergnügen zu gönnen, daß Sie jedes Wort überprüfen und widerlegen müssen. Als kleine Revanche für Ihre Vorurteile. Ich bin sicher, Sie lernen im Laufe der Jahre, daß Sie mit Autorität und Im-

perativ meist nichts erreichen.« Wrage steckte sich eine Zigarette an.

Schröder kurbelte demonstrativ das Seitenfenster herunter. Feuchtkalte Luft stob herein.

»Ich werde nachher in die Stadt fahren und Erkundigungen über den jungen Mann einholen, den Treudorf totgefahren hat, Eltern, Freundin und so weiter.«

»Gut«, sagte Wrage.

»Ist vermutlich ein schwaches Motiv. Immerhin liegt der Unfall fünf Jahre zurück. Ich kann mir nicht denken, daß jemand über so lange Zeit seine Rache schürt.«

»Das glaube ich auch nicht. Aber dann wissen wir, daß diese Möglichkeit ausscheidet.«

»Wollen wir jetzt diesen Schachspieler, Jens Hallstadt, aufsuchen? Er wohnt in der Nähe. Ich verspreche mir zwar nichts von seiner Vernehmung, aber ... ich meine, der Vollständigkeit wegen.«

»Für den bleibt uns immer noch Zeit. Vielleicht morgen.« Wrage rieb sich heftig das Kinn. »Verdammt, verdammt! Ich fühle, daß ich irgendwas übersehen habe.«

»Was denn?«

»Wenn ich es wüßte, hätte ich es ja nicht übersehen«, erwiderte Wrage schroff.

Schröder kniff die Lippen zusammen. Schwieg eine Weile. »Vielleicht hat Siebert recht mit der Vermutung, daß Treudorf das Gift von einem Nebenmann im Restaurant bekommen haben könnte. Dort bot sich offenbar die einzige Möglichkeit, unauffällig sein Essen zu präparieren. Zu Hause rührte er ja nichts an.« Er überlegte einen Augenblick. »Treudorf sprach reichlich dem Alkohol zu. Sicherlich bekommt man das Gift nicht in eine Bierflasche, ohne sie zu öffnen, ohne daß der Druck abzieht. Aber eine Schnapsflasche zu öffnen und anschließend wieder so zu schließen, daß es nicht auffällt, wäre mit ein wenig Geschick kein Problem.«

»Haben Sie den Bericht Doktor Lesekins nicht gelesen? Kantharidin ist in Alkohol nicht oder nur sehr schwer löslich. Der Bodensatz wäre Treudorf sofort aufgefallen.«

»Aber gewiß nicht in saurer Sahne. Wenn nun jemand mit einer Injektionsspritze ...«

»Das schließe ich aus. Erstens hatte Siebert beim Einkaufen die Nachbarin getroffen, die mit ihm zum Haus, sogar in die Küche kam, aus der – noch während der Anwesenheit der Dame – Treudorf sich seine drei Flaschen nahm ...«

»Vorausgesetzt, Siebert hat die Wahrheit gesagt«, wandte Schröder ein.

»Das läßt sich leicht nachprüfen. Wäre das Gift in der Sahne gewesen, hätte es sich nur in diesen drei Flaschen befinden können, denn Treudorfs nächtlicher Durst war mit Sicherheit das erste Symptom. Zweitens: Treudorf hat das Gift angefaßt. Drittens pflegte er die Flaschenverschlüsse genauestens mit einer Lupe zu untersuchen. Ihm wäre nicht das kleinste Loch entgangen. – Aha, ich hab's wieder!«

»Was?«

Wrage belebte sich. »Treudorf fürchtete vergiftet zu werden. Aber er wußte nicht, von wem. Wie kam er zu diesem Verdacht? Es muß etwas vorgefallen sein, was er mit Gift in Zusammenhang brachte. Warum hat er im August die bewußte Zusatzklausel in sein Testament aufgenommen? War er in dem Monat nicht krank? Verdammt, ich könnte mich in die Nase beißen, würde mich zu dem Zweck sogar auf einen Stuhl stellen! Frau Siebert hat es doch beiläufig erzählt. Warum, zum Henker, habe ich an dieser Stelle nicht eingehakt? Werde ich senil? Das darf ich keinem Menschen erzählen! Treudorf hatte irgendwas mit den Nieren, sagte ihr Sohn. Kantharidin ist ein Nierengift.«

»Sie meinen, es hat schon einmal den Versuch gegeben, ihn zu vergiften?«

»Ein Trost für mich, daß Sie auch nicht daraufgekommen sind. Zu der Zeit aß er noch zu Hause. Folglich müßte es jemand aus der Familie sein.«

Schröder tat eine abfällige Geste. »Jeder von uns geht gelegentlich ins Restaurent, um Abstand von der Hausmannskost zu gewinnen. Selbst ich – wenn auch aus anderen Gründen. Was schließt aus, daß Treudorf bereits im August das Gift im Restaurant be-

kam? Vielleicht war die Dosis zu gering. Später ging er regelmäßig essen, was den zweiten Versuch des Täters erleichterte.« Er warf Wrage einen schnellen Blick zu. »Ich werde das nachprüfen. Übrigens habe ich Treudorfs Korrespondenz abholen lassen. Sie müßte sich bereits im Büro befinden.«

»Gut. Ich werde mich noch einmal mit Gerda Siebert unterhalten.«

Schröder ließ den Motor an.

»Danke«, wehrte Wrage ab, »ich gehe zu Fuß.« Er stieß die Wagentür auf. »Gewissermaßen als Strafe für mein Versäumnis.«

»Nehmen Sie wenigstens meinen Schirm.«

»Ich mache mich gern naß«, grunzte Wrage, stieg aus, zog sich die Kapuze seines Parkas über den Kopf und steckte sich eine neue Zigarette an.

Schröder wendete den Wagen und fuhr davon.

Wrage blickte ihm nach, tat einen tiefen Zug und vergrub die Hände in die Taschen. Trottete im Regen gemächlich an der Kirche vorbei, den Hügel hinauf, von von dem die Chaussee in einer schwachen Kurve ins Dorf führte. Nach einigen Minuten bog er rechts in eine schmale Seitenstraße ein, an der große Grundstücke mit gepflegten Gärten und Häusern lagen. Der Weg war schlecht, die Gehwegplatten aufgeworfen oder unterspült. Alle paar Schritte mußte er Pfützen oder knorrigen Wurzeln ausweichen, die durch die Platten gewachsen waren.

Es tat gut, allein zu sein. Auf der Straße war kein Mensch zu sehen. Nur eine kleine Katze schnürte eilig über den Fahrdamm und verschwand in einer Zaunlücke. Von dort blickte sie Wrage neugierig und zugleich mißtrauisch entgegen. Verschwand blitzschnell unter einer Hecke, als er sich näherte.

Ja, es tat gut, einmal nicht diesen hölzernen Menschen im Kielwasser zu spüren, der vor ihm mit unterwürfiger Arroganz Türen aufriß, Kaffee kochte, Akten schleppte, für die Entleerung seines Aschenbechers sorgte und ihm seinen Schirm anbot. Selbst im Regen verbreitete Schröder um sich eine trockene Atmosphäre. In den zwei Monaten, die er ihm gegenübersaß, war das Büro so gemütlich wie eine Leichenhalle geworden. Ein scharfer Geist, je-

doch ohne Menschenkenntnis. Und der soll noch vor drei Monaten ganz anders gewesen sein? Kaum zu glauben! Wahrscheinlich der übliche Trick, unangenehme Kollegen von einer Abteilung in die andere zu schieben, sie »wegzuloben«.

Vor Treudorfs Haus parkte ein Barkas. Die Hecktür stand offen, aber im Wagen befand sich niemand. Das Gartentor war weit geöffnet und eingehakt, die Haustür angelehnt. In der Diele stand Gerda Siebert, und im Hintergrund des langen Korridors sah Wrage durch die Glastür zwei Männer im Gewächshaus arbeiten.

Gerda Siebert wirkte nervös. Sie führte Wrage ins Arbeitszimmer und ließ sich dort aufseufzend in den Schreibtischsessel fallen. Suchend blickte sie auf der Tischplatte umher, griff einen Zettel und schwenkte ihn in der Hand. »Ich wollte Sie ohnehin anrufen. Heute vormittag ist einer Ihrer Mitarbeiter gekommen und hat alle Briefe, selbst Notizblöcke, Rechnungen, Kugelschreiber, sogar die Schreibunterlage mitgenommen. Und dagelassen hat er mir das da!« Sie schwenkte den Zettel wie ein Taschentuch bei der Abfahrt des Zuges.

»Das ist eine Quittung«, sagte Wrage. »Wenn wir das Material überprüft haben, bekommen Sie alles wieder vollzählig und selbstverständlich unbeschädigt zurück.«

»Was hoffen Sie denn, in den Briefen meines Bruders zu finden? Den Hinweis auf den Mörder? Sie glauben doch selbst nicht, daß jemand Max umgebracht hat. Wer sollte daran schon Interesse haben. Und wie, möchte ich wissen!«

Wrage betrachtete das Arbeitszimmer. An den Wänden standen altmodische Bücherschränke. Hinter Glas eine kleine Klassikersammlung, jedoch vornehmlich Fachbücher der Entomologie. Der Schreibtisch stand dekorativ im spitzen Winkel zum Fenster. Vor einer Kaminattrappe befanden sich ein Rauchtisch und zwei gegenüberstehende Sessel. Aha, dort pflegte Max Treudorf also mit seinem Freund Schach zu spielen. Daneben ein Schaukelstuhl, in dem Gerda Siebert vermutlich während der Spiele mit ihrem Strickzeug saß. In der Ecke ein kleiner Tresor.

»Sie scheinen ein wenig unruhig zu sein«, sagte er.

»Wundert Sie das? Heute vormittag kam Ihr Mann und wühlte

in diesem Zimmer 'rum, wobei er darauf bestand, daß ich ihm zusah. Und jetzt ist Herr Pohl aus Königs Wusterhausen hier. Ich hatte ihn und einen gewissen Doktor Schimmer angerufen und mitgeteilt, daß die Sammlung zum Verkauf stünde. Sie wollten sich die Menagerie teilen. Leider ist der Doktor nicht eingetroffen. Na, wer zuerst kommt ... Ein Glück, daß diese Ungeheuer endlich verschwinden. Aber diese Aufregung! Ich mag keine fremden Menschen im Haus.« Sie blickte um sich. »Ich muß ein Beruhigungsmittel nehmen. – Weshalb sind Sie denn schon wieder hier?«

»Bei unserer letzten Unterredung erwähnten Sie beiläufig, daß Ihr Bruder schon einmal krank war. Wann war das?«

»Im Januar, eine Erkältung, und Anfang August.«

»Können Sie sich an das Datum erinnern? Ich meine, von der letzten Erkrankung?«

»Am vierten. Ich weiß das, weil wir am dritten Jens Hallstadt ins Krankenhaus bringen mußten. Solch ein Tag prägt sich ein.« Sie schüttelte mitleidig den Kopf. »Der arme Kerl erlitt während des Schachspiels einen schweren Herzanfall. Aber Sie wissen ja, daß es hier draußen manchmal besser klappt als in der Stadt. Keine Viertelstunde später stand der Krankenwagen vor der Tür. Fast einen ganzen Monat lag Jens in der Klinik.«

»Und einen Tag später erkrankte Ihr Bruder?«

»Ich dachte, er steht nicht wieder auf.«

»Hatten Sie einen Arzt gerufen?«

»Für Max? Selbst auf dem Totenbett hätte der keinen Arzt an sich herangelassen. Vermutlich war es Feigheit. Er besaß eine panische Angst vor Spritzen. Zum Glück wurde er nach vierzehn Tagen wieder gesund.«

»Wie äußerte sich denn seine Erkrankung?«

Frau Siebert schob die Unterlippe vor. Plötzlich schien ihr ein Gedanke zu kommen, eine Erkenntnis. In ihren Augen spiegelte sich Betroffenheit. »Er hatte Sprachstörungen, Schwierigkeiten beim Schlucken, ein bißchen Blut im Urin. Er erbrach sich, litt unter starken Leibschmerzen und trank riesige Mengen Wasser, ohne daß es seinen Durst löschte. – Jetzt, da Sie danach fragen, fällt mir auf, daß es nahezu genauso war wie ...«

Sie blieb regungslos sitzen, als Wrage das Arbeitszimmer verließ.

In der Zwischenzeit war die Diele mit einer Anzahl Terrarien vollgestellt worden, in denen das Licht noch brannte. Hinter den Glaswänden herrschte Aufregung. Skorpione hasteten mit drohend erhobenem Schwanzstachel und geöffneten Scheren von einer Ecke in die andere. Eine faustgroße, feuerrot bepelzte Spinne versuchte sich in die Höhe zu hangeln, buntschillernde Käfer klappten ihre Flügeldecken auf und klatschten gegen die Scheiben. Es summte und scharrte in den Glaskäfigen.

Zwischen einem Gewirr von Verlängerungskabeln hantierte ein kleiner beweglicher Mann mit einem Stoß Packdecken. Als er Wrage sah, ließ er den Stapel fallen, stelzte über ein Terrarium hinweg und streckte die Hand aus. Er besaß eine lebhafte Mimik und trug eine Halbglatze mit einer albern darübergekämmten Haarsträhne. »Pohl, Pohl, mein Name. Sie sind gewiß Doktor Schimmer – ja, mein Lieber, man sieht Ihnen den Akademiker an. Freue mich, Sie persönlich ... Haben schon ein paarmal miteinander telefoniert.« Er wieherte kurz auf. »Tut mir leid, lieber Doktor, aber ich war zuerst hier und habe bereits meine Auswahl getroffen. Immerhin hat uns Frau Siebert zu gleicher Zeit verständigt. Aber trösten Sie sich, es ist wirklich eine erlesene Sammlung, es bleibt genügend für Sie ...«

»Ich bin nicht Doktor Schimmer«, wandte Wrage ein. »Ich hätte einige Fragen ...«

»Sind Sie nicht? Ein anderer Interessent also? Spricht sich schnell herum, nicht wahr? Macht nichts, hat Doktorchen eben das Nachsehen, hihi!«

»Ich bin auch kein ...«

»Sehen Sie: phantastisch, phantastisch! Durchweg tropische Exemplare, folglich empfindlich. Ich packe die Terrarien in Decken, ziehe erst im letzten Augenblick den Stecker. Dann: Raus in den Wagen und nach Hause. Habe dort für den Empfang alles vorbereitet ...«

»Ich möchte Sie fragen ...«

»Jaja, das habe ich mir schon gedacht, mein Lieber. Gut, über

einige Exemplare lasse ich mit mir reden, aber nicht bevor ich mir Ihre Verhältnisse angesehen habe. Schließlich sind es kostbare Tiere. Da – das Prachtexemplar einer Lycosa tarantula, eine Apulische Tarantel – übrigens nicht giftiger als ein Bienenstich, aber das wissen Sie ja selbst. Ja, wann bekommt man schon einmal die Gelegenheit, eine solche Sammlung zu übernehmen. Phänomenal, daß Max die Tiere nicht nur am Leben hielt, sondern auch zur Fortpflanzung brachte. Hier: ein Mantichora gruti, der größte Sandlaufkäfer, fast sieben Zentimeter lang – sieht er nicht zum Fürchten aus?«

»Werter Herr Pohl ...«

»Das dachte ich mir! Es sind sechs Stück. Über zwei würde ich verhandeln – unter der eben genannten Bedingung. Wie finden Sie den: ein Dicranocephalus wallichi, ein Gabelkopfrosenkäfer. Prachtstücke, so schön, daß man sie als Brosche tragen könnte.« Er wehrte Wrages Hand ab. »Ich war zuerst hier! Aber ich bin kein Unmensch. Oh, hier! Schlägt Ihr Herz nicht höher? Lytta vesicatoria – herrlich metallisch-grün. Die Käfer müssen sich wohl fühlen, weil einige von ihnen einen Stich ins Bläuliche tragen. Möchte wissen, wie Max diese Tiere züchten konnte, denn ihre Triungulinus-Larven leben parasitisch bei Bienen. Sie dringen aktiv in die Nester ein ...«

»Stopp, stopp!« unterbrach ihn Wrage mit erheblichem Stimmaufwand. »Ziehen Sie die Bremse! Ich bin kein Fachmann ...«

»Ein Amateur? Dann sind Sie hier völlig fehl am Platze, Meister. Um diese Tiere zu halten, bedarf es mehr als nur der Liebe zu ihnen.«

»Ich bin auch kein Konkurrent für Sie, zum Geier! Hören Sie mir doch zu!«

Pohl blickte eine Sekunde lang verständnislos. Dann drohte er schalkhaft. »Ein Trick, um die Preise zu drücken?« Er zog einen Zettel aus der Tasche und warf einen flüchtigen Blick darauf. »Von denen hätte ich Ihnen welche abgetreten. Leider befindet sich hier die einzige Unregelmäßigkeit in der Registratur. Es ist höchstens die Hälfte der Stückzahl vorhanden. Tut mir leid, von denen gebe ich keine ab.«

»Mann!« rief Wrage. »Wie oft soll ich Ihnen sagen, daß ich an den Viechern nicht interessiert bin? Muß ich auf die Knie fallen? Kochen Sie sich von mir aus die Biester sauer! Ich habe ein paar Fragen ...«

Pohl gluckste. »Sie wollen mich wohl aus dem Wege räumen, Sie Schäker. Bin ich Ihnen so sehr im Wege?«

»Hier, mein Dienstbuch.« Wrage griff in die Tasche. Stutzte. »Was haben Sie gesagt?«

»Ich fragte, ob Sie mich um die Ecke bringen wollen.«

»Was soll denn der Unfug? Wie kommen Sie darauf?«

»Die Tiere sind giftig wie die Pest. Mich wundert, daß Sie das offenbar nicht wissen. Ihr Körper enthält Kantharidin. Lytta vesicatoria nennt man auch Spanische Fliege. Das dürfte selbst einem Anfänger bekannt sein.«

»Aber«, stotterte Wrage, »das sind doch Käfer – keine Fliegen.«

»Natürlich sind es Käfer«, erwiderte Pohl von oben herab. »Herrlich aussehende Tiere. Sie erhielten ihren Namen, weil sie an lauen Sommerabenden wie schillernde Fliegen um das Blattwerk der Bäume schwirren. – Warum starren Sie mich so an?«

7.

Vor den Fenstern des Büros wurde es dunkel. Wrage schaltete die Schreibtischlampe ein, rauchte. In den Lichtkegel zogen bläuliche Schwaden, aus einem Nachbarzimmer schrillte ein Telefon.

Wrage zog mit dem Fuß den Karton heran und verstaute Treudorfs Briefe. Wog jeden Packen abschätzend in der Hand. Voller Fachchinesisch, kaum ein Satz war zu verstehen. Merkwürdig, daß von allen Blättern die rechte untere Kante leicht hochgewölbt war. Vielleicht waren sie feucht geworden. Kein Hinweis auf Gift oder die Befürchtung, vergiftet zu werden.

Nun, das war klar. Das Gift befand sich im Haus, in Gestalt hübscher metallisch-grüner Krabbelkäfer, die eines der Terrarien bevölkerten. Jeder hatte die Möglichkeit, an die Viecher heranzukommen. Gerda Siebert, ihr Sohn, die Schwester, selbstverständ-

lich auch Jens Hallstadt. Jedenfalls stand mit an Sicherheit grenzender Wahrscheinlichkeit fest, daß Treudorf das Gift im Haus bekommen hatte.

Unsinn! Treudorf war am vergangenen Freitag essen. Alles, was sich mit Sicherheit sagen ließ, war, daß der oder die Täter sich das Gift im Haus besorgt hatten. Immerhin fehlte die Hälfte der Käfer. Das hieß, der Täter war mit den Verhältnissen im Haus vertraut. Und über einiges Fachwissen mußte er – oder sie – verfügen, einerseits von der Existenz der Käfer wissen, zum anderen von dem in ihren Leibern vorhandenen Gift. Allerdings stand dieses Argument auf schwachen Füßen: Treudorf konnte selbst auf die Giftwirkung aufmerksam gemacht haben. Auf jeden Fall gehörten der oder die Täter entweder zum Haus oder zu Treudorfs persönlichem Umgang. Die Käfer konnte jederzeit einer seiner Bekannten genommen haben. Vor nicht langer Zeit, sonst hätte Treudorf den Verlust bemerkt. Dann: zufälliges Zusammentreffen im Lokal. »Ha, alter Junge, wie geht's?« Schulterklopfen. »Sieh mal, tolle Lampen!« Und zack – hatte Treudorf das Gift in der Suppe.

Er kratzte sich das Kinn. Ein raspelndes Geräusch. Verdammt, hatte er heute morgen vergessen, sich zu rasieren?

Eigentlich merkwürdig, daß Treudorf im August einen Tag nach Hallstadt erkrankte. Hatte er damals eine zu geringe Dosis Gift bekommen? Erkrankte an einem Sonnabend – wie diesmal! Na gut, angenommen, Treudorf wurde von seinem Freund Hallstadt vergiftet. Wie konnte der das angestellt haben? Sie aßen nichts und tranken nichts.

Auf dem Korridor näherten sich energische Schritte. Die Tür wurde geöffnet: Schröder.

Wrage straffte sich, blickte ihm aufmerksam entgegen. Diesen Auftritt kannte er.

Schröder schien die Luft im Büro, die einer aus blauen Rauchschwaden bestehenden Schichttorte glich, nicht zu bemerken. Mit einer lässigen Handbewegung schaltete er das Deckenlicht ein, schritt zu seinem Schreibtisch und warf sich auf den Drehsessel. Blickte zwar mit unbewegtem Gesicht, aber mit funkelnden Augen.

»Nun?« fragte Wrage. »Spucken Sie's aus.«

Schröder zog seinen Notizblock hervor, befeuchtete die Finger und blätterte kraftvoll. »Zuvor ein negatives Ergebnis: Max Treudorf aß am Freitag, dem siebenten Dezember, in einer Gaststätte in Buch zu Mittag. Exakt von dreizehn bis vierzehn Uhr. Zu der Zeit befanden sich lediglich fünf Gäste im Restaurant. Treudorf belegte einen Fensterplatz, las während des Essens eine Zeitung, trank große Mengen Selterswasser ...«

»Ach was!« entfuhr es Wrage. »Bereits zu Mittag?«

»Die Serviererin hielt seinen Durst für bemerkenswert.«

»Bereits zu Mittag«, wiederholte Wrage nachdenklich. »Das könnte ja bedeuten ...«

»Er hat mit niemandem gesprochen. Aussage der Serviererin, Name ... und so weiter. Der Gaststättenleiter, der sich die ganze Zeit im Gastraum hinter dem Ausschank aufhielt, bestätigte die Aussage. Er betonte, niemand sei auch nur in die Nähe des Mannes gekommen. Beide konnten sie sich an Treudorfs Gesicht erinnern, aber nicht an seinen Namen, denn er wäre kein häufiger Gast.. – Also hat Treudorf auch das Restaurant gewechselt.« Er blätterte um. Seine Augen blitzten. »Anschließend habe ich mich mit den Verhältnissen des jungen Mannes befaßt, der bei dem von Treudorfs verschuldeten Unfall im September neunundsiebzig ums Leben kam.«

»Aha«, sagte Wrage.

»Name: Peter Stiller, zwanzig Jahre, Student der Wirtschaftswissenschaften. Wohnte bei seinem Vater im Stadtbezirk Prenzlauer Berg, Schieritz- Ecke Greifswalder Straße. Zehn Minuten Fußweg vom Unfallort entfernt. Sein Vater – Dietrich Stiller – wohnte nicht mehr im Haus. Zuerst wollte ich wieder gehen, um im Amt Nachforschungen anzustellen, dann zog ich es vor, mit den Nachbarn zu sprechen. Ich erfuhr, daß der Vater im September vorigen Jahres nach monatelangem Siechtum gestorben war. Er war seit vielen Jahren Witwer. Von einer Freundin des jungen Stiller wußte niemand etwas. Der junge Mann wurde als ausgesprochenes Vatersöhnchen dargestellt.« Schröder blickte auf.

»Ist das alles?« Wrage steckte sich eine neue Zigarette an.

»Ich befand mich bereits auf der Treppe, als mir Dietrich Stillers Siechtum einfiel. Irgendwer mußte für ihn die Einkäufe erledigt haben. Möglicherweise einer der Nachbarn. Vielleicht wußte der mehr. – Und nun kommt's!«

»Sie möchten wohl, daß ich vor Ungeduld platze, wie?«

»Dietrich Stiller hatte wenig Kontakt zu den Mietern. Trotzdem wollte man die Versorgung des neunundsechzigjährigen Mannes übernehmen. Doch das war nicht notwendig, denn nach seiner Entlassung aus dem Krankenhaus im April stellte sich ein Freund ein, der ihn bis zu seinem Tode pflegte. Dieser Freund wurde ebenfalls als kranker Mann geschildert.«

»Schön, schön«, stieß Wrage hervor, »und was weiter?«

»Den Namen des Pflegers wußte niemand«, fuhr Schröder fort, »aber ich ließ mir eine Beschreibung geben. Er wurde als Mann kleinerer Größe beschrieben – etwa eins fünfundsechzig –, auffallend schmächtig, mit ungesunder Gesichtsfarbe, aber mit melierten vollen Haaren, ungefähr Mitte Sechzig, kränklich. Mag ein Herzleiden gewesen sein, denn die Nachbarn sagten übereinstimmend, er habe sich beim Treppensteigen auf jedem Absatz minutenlang ausruhen müssen. Da er zumeist am Tage gesehen wurde, vermutet man, daß er Rentner war. Zwei Eigenschaften schienen den Leuten bemerkenswert: Er zog sich unverhältnismäßig warm an – jemand sagte, er hätte sich bewegt wie ein Panzertaucher -, und er besaß eine ungewöhnliche, kultivierte Baßstimme, die zu seinem Äußeren in keiner Weise paßte.«

»Hallstadt ...«, sagte Wrage.

8.

Das Haus befand sich keine Viertelstunde Fußweg von Treudorfs Grundstück entfernt. Es stand in einer der zahllosen unbefestigten Seitenstraßen von Zepernick, war klein und ebenso hinfällig und kränklich wie sein Besitzer. Der Garten sah ungepflegt und in der Jahreszeit trostlos aus. Jens Hallstadt saß am Tisch und löffelte einen Teller Tütensuppe, blickte an die Decke, wo Wasserflecken

das Muster einer Landkarte bildeten. »Ich kannte Dietrich Stiller, und ich kannte Max Treudorf«, sagte er, »ich weiß nicht, warum Sie da einen Zusammenhang sehen. Ich kenne eine Menge Menschen.« Ohne daß er die Stimme erhoben hatte, füllte sein Baß das Zimmer aus, schien die Wände zu durchdringen und erst im Garten zu verklingen. Er schob den Teller zurück. Seine Hände zitterten.

Trotz der beiden Glühbirnen in der mit Fransen umkränzten Lampe über dem Tisch war es in dem mit alten Möbeln und brauner Tapete ausgestatteten winzigen Zimmer dunkel wie bei Kerzenlicht.

»Sehen Sie mich an«, fuhr Hallstadt fort, und sein kraftvoller Baß dröhnte, ließ das, was er sagte, wie eine Lüge erscheinen, »ich bin fünfundfünfzig – und jeder schätzt mich mindestens Ende Sechzig. Ich bin seit Jahren berentet. Herz. Was habe ich zu erwarten? Gewiß, ich pflegte Dietrich Stiller im vorigen Jahr bis zu seinem Tode. Jetzt brauchte ich selbst Pflege. Wozu, glauben Sie, bin ich noch befähigt? Jemanden umzubringen?«

»Davon war keine Rede«, erwiderte Wrage. »Ich zähle nur einige Fakten auf und möchte hören, wie Sie darüber denken. Sie pflegten Dietrich Stiller, den Vater des Unfallopfers, bis er im September dreiundachtzig starb. Bereits einen Monat später freundeten Sie sich mit Max Treudorf an. Nach zehn Monaten erkrankte dieser – einen Tag nach Ihrem Besuch – an Symptomen, die den letzten aufs Haar glichen.«

»Ich wurde ebenfalls krank«, wandte Hallstadt ein.

»Gewiß, aber es war ein Herzanfall. In der vergangenen Woche, am sechsten und siebenten Dezember, hielten Sie sich wieder im Hause Treudorfs auf ... «

»Regelmäßig zweimal in der Woche«, erwiderte Hallstadt, »ein ganzes Jahr hindurch, ohne daß Max krank wurde.«

»Aber am achten Dezember, also wiederum einen Tag nach Ihrem letzten Besuch, erkrankte Treudorf nochmals. Diesmal mit tödlichem Verlauf. Seit August befürchtete er, vergiftet zu werden. Es war Gift. An Kantharidin zu kommen war für jemanden, der im Hause verkehrte, problemlos. Es befand sich in Gestalt grünschil-

lernder Käfer im Gewächshaus. Noch etwas sollte ich sagen: Keiner der im Hause befindlichen Personen hatte auch nur die geringste Chance, Treudorf das Gift zu geben, auch nicht der Neffe Wolfgang Siebert. Nicht mal im Lokal ergab sich eine Möglichkeit, da er allein aß. – So, nun denken Sie mal, was ich denke!«

Um Hallstadts Mundwinkel zuckte es spöttisch. »Ich kann Ihnen nicht folgen. Was soll ich denn für einen Grund gehabt haben?«

»Rache. Dafür, daß Sie ständig beim Schachspiel verloren, oder für den Tod des Sohnes Ihres Freundes. Immerhin haben Sie oft mit Treudorf beim Spiel über den Unfall gesprochen.«

»Ein bißchen weit hergeholt, finden Sie nicht?« entgegnete Hallstadt mit ironischem Lächeln. »Ein Unfall, der fünf Jahre zurückliegt; Verlust beim Schachspiel. Würde mich interessieren, was Ihre Vorgesetzten zu einer solchen Hypothese sagen.« Sein Baß schien in der Ecke des Zimmers zu verrollen. »Angenommen, ich hätte Max das Gift beigebracht. Ja, wie denn? Wir haben niemals etwas zu uns genommen, nicht einmal ein Glas Wasser. Bin neugierig, wie Sie das beweisen wollen.« Sein Lächeln wurde tiefer.

Ja, genau hier lag das Problem!

Schröder befeuchtete seine Finger und blätterte eine Seite seines Notizblocks um.

Wrage folgte dieser Bewegung fasziniert, sah die hochgebogenen unteren Ecken des Blockes – wie bei Treudorfs Briefen. Es war wie ein Schlag. Er stöhnte auf.

Ruckartig fuhr Hallstadts Kopf in die Höhe.

Wrage stierte auf die Finger seiner rechten Hand. Die Kuppen waren immer noch gerötet und voller kleiner wäßriger Blasen. »Ich werde vorzeitig senil«, sagte er, »sonst wäre ich von Anfang an daraufgekommen.«

Hallstadt blickte ihn schweigend an. Er schlug die Augen nieder.

Wrage griff über den Tisch, packte Hallstadts Arm, zog ihn auf die Tischplatte. »Öffnen Sie die Faust, es hat keinen Zweck.«

Hallstadts Gesicht bekam einen müden Zug. Er streckte die Hand aus. Auf den Fingerkuppen befanden sich große, im Abheilen befindliche eitrige Blasen.

»Wir haben alle das Gift angefaßt«, fuhr Wrage ruhig fort, »Sie,

Treudorf – und ich. Doch der Grund, weshalb nur Treudorf erkrankte, lag in dessen Besonderheit: Er pflegte sich die Finger zu befeuchten, bevor er etwas anfaßte. Auf diese Weise kam er zu dem Gift. Er leckte es ab. Und nun fragen Sie gewiß, wann ich mit dem Gift in Berührung kam ... «

»Ich frage nicht«, warf Hallstadt ein.

»Ich faßte es an, als ich am Dienstag, nachdem Sie ohnmächtig wurden, Ihre Schachfiguren aufsammelte und sie bewundernd zwischen den Fingern hielt.«

Hallstadt schwieg lange. Er hustete, kurz, trocken. Eines seiner Lider zuckte nervös.

Schröder räusperte sich. »Hat es Ihnen Vergnügen bereitet, einen Mann, der vergiftet zu werden fürchtete und alle möglichen Vorsichtsmaßnahmen traf, zu überlisten?«

Hallstadt lächelte bitter. »Wie dumm, wie dumm.«

»Sie!« fuhr Schröder auf, setzte sich wieder, nachdem ihm Wrage einen flammenden Blick zuwarf, fingerte an seinem Notizblock, schlug die Beine übereinander und wippte mit der Fußspitze.

»Ich vertrage ihn eigentlich nicht, aber ich brauche einen Schnaps«, sagte Hallstadt. Und mit einem Seitenblick, ohne Schröder zu beachten: »Sie auch?«

Wrage nickte.

Schröder schoß ihm einen zornigen Blick zu. Natürlich, wieder nicht korrekt! Mit Tatverdächtigen Alkohol trinken!

Hallstadt wankte in die winzige Küche, kehrte mit einer Flasche Amitié zurück, setzte sich, schenkte zwei Gläser ein und schob Wrage eines zu. Seltsamerweise zitterten seine Hände nicht mehr.

»Es ist schwer«, sagte er. »Man ist nicht zum Mörder geboren. Sehen Sie sich all diese Krimis und Abenteuerfilme an! Da wird geknallt, gestochen, geschlagen, da fallen die Menschen wie die Fliegen. Und das Publikum im Parkett amüsiert sich. Je mehr Leichen, desto größer der Unterhaltungswert. Was sind wir für Menschen, daß wir meinen, ein Krimi ohne Leichen wäre nicht mehr sehenswert. Sehen Sie sich die Kirche an: Im Namen des Leiders und Erdulders quälte sie jahrhundertelang Menschen in einer

Weise, gegen die sich die Leiden Christi wie ein Hautjucken ausnehmen. Und niemand ist da, der es ihr vergilt. Niemand mußte am eigenen Leibe erfahren, was er anderen zugefügt hat.

Sie haben recht, Herr Leutnant, es war Rache. Oder besser: Ich war der Arm der ausgleichenden Gerechtigkeit. Haben Sie Kinder?«

»Eine Tochter. Sechs Jahre.«

»Dann werden Sie verstehen. Sie wissen, was es heißt, einen Menschen großzuziehen! Sie kennen die Mühen, Ängste und Sorgen. Jahrzehnte Ihres Lebens gehen darüber hin. Und auf der Leinwand wird solch ein Menschenleben zum Vergnügen der Zuschauer ausgelöscht, weil es ja einem Bösewicht gehörte. Noch ein größeres Vergnügen ist es, wenn ein besonders schwarzer Bösewicht auch auf ungewöhnliche Weise ums Leben kommt. Denn das hat er verdient. Vielleicht fußt diese Genugtuung auf unserem archaischen Moralbegriff ›Auge um Auge‹, der in uns allen wohnt.«

»Kommen Sie zur Sache«, murrte Schröder.

»Ich war ein Jugendfreund Dietrichs«, fuhr Hallstadt fort. »Unsere Verbindung war locker. Wir sahen uns selten mehr als einmal im Jahr. Er heiratete früh, und es war eine glückliche Ehe. Das lang ersehnte Kind kam zur Welt, als seine Frau bereits zweiundvierzig, er fünfundvierzig war. Niemand kann sich vorstellen, wie sehr sich die beiden auf das Kind freuten, nach zweiundzwanzig Jahren Ehe. Aber Dietrichs Frau starb bei der Geburt. Er zog es allein auf, lebte nur für das Kind. Die Sorgen rissen nicht ab. Der Junge war ständig krank und schwächlich, mehrmals wurde Dietrich von den Ärzten auf das Schlimmste vorbereitet. Doch der Kleine kam durch, nach zahllosen durchwachten, sorgenvollen Nächten. Mein Freund hatte sich mit jeder Faser seinem Kind gewidmet, es beschützt, gepflegt, gehütet, dafür gedarbt, sich geängstigt ...

Und nachdem es aus dem Gröbsten heraus war, fuhr es ein betrunkener Strolch über den Haufen!«

Hallstadt schwieg. Schenkte noch einmal ein. Wieder Schröders empörter, verständnisloser Blick.

Hallstadt trank das Glas mit einem Zug leer. Hastete, verzog das

Gesicht, tastete nach der linken Brustseite. »Er hat nur für den Sohn gelebt. Und nun war er nicht mehr da, totgefahren von einem Besoffenen. Dietrich veränderte sich. Er war kein großer Mann, wissen Sie, nichts Außergewöhnliches. Ein Durchschnittsmensch. Aber ein Mensch, der sich seines Lebensinhalts beraubt sah. Er hatte keine Rachegefühle. Er litt. Wurde – wie heißt es – depressiv. Verfiel. Zwei Selbstmordversuche. Kam im Januar vorigen Jahres in psychiatrische Behandlung. Wurde im April entlassen. War nur eine scheinbare Besserung. Er siechte dahin, saß den ganzen Tag am Fenster, wollte nichts essen, nichts trinken, nicht mehr leben. Ich pflegte ihn – auch gegen seinen Willen –, bis er im September starb. Es war schrecklich, das mit ansehen zu müssen.«

»Ich glaube Ihnen«, sagte Wrage.

Hallstadt lächelte dankbar. Er bat um eine Zigarette, rauchte zwei Züge, betrachtete sie mißtrauisch und drückte sie auf einer Untertasse aus.

»Wie ging es weiter?« fragte Wrage leise.

Hallstadts Lider zuckten. »Ich hatte keinen Vorsatz. Nach Dietrichs Tod wollte ich mir eigentlich nur den Mann ansehen, der – gewissermaßen – zwei Menschen auf dem Gewissen hatte. Ich schuf die Gelegenheit, nachdem ich mich in der Nachbarschaft nach seinen Gewohnheiten erkundigt hatte. Ich wußte von seiner Neigung zum Schachspiel – das ich übrigens verabscheue –, stieß vor seinem Grundstück mit ihm zusammen, ließ die Schachfiguren fallen, die ich im Antiquitätenhandel erworben hatte. Kam mit ihm ins Gespräch. Wir trafen uns häufiger. Damals wohnte ich noch in der Ostseestraße. Er besorgte mir ein Grundstück in seiner Nähe. Dadurch konnten wir uns zweimal in der Woche treffen. Ich wollte sehen, was das für ein Mensch ist. Ich habe ihn studiert, ihm die Geschichte seines Opfers erzählt. Versuchte in zahllosen Gespächen, ihn zur Reue zu bringen, zur Einsicht, zum Verständnis – wenigstens zum Bedauern. Man kann nicht sagen, daß ich ihm keine Chance ließ. Doch: Saufen war normal, ein Unfall hinterm Steuer nichts als ein unglücklicher Zufall, als Pech. Jawohl, es war Pech! Pech, daß der dämliche junge Mann ausgerechnet dort an der Ecke stand; Pech, daß man ihn ›geschnappt‹ hatte. Alles Pech!

Treudorfs Pech! Nicht etwa das Unglück des jungen Mannes und dessen Familie! Was hatte er zu diesem Zeitpunkt dort zu suchen? Eigentlich war es dessen Schuld. Hätte er nicht dort gestanden, wäre ja nichts passiert.

Keine Reue, kein Bedauern. Und ich hatte das qualvolle, untröstliche Sterben meines Freundes vor Augen. Was hat Treudorf bekommen: Entzug der Fahrerlaubnis, viereinhalb Jahre Haft. Für zwei Menschenleben! Ein halbes Jahr wurde diesem skrupellosen Egoisten sogar erlassen! Gewiß, er hat den Jungen nicht mit Vorsatz umgebracht – zumindest nicht im juristischen Sinn. Aber sich betrunken hinters Lenkrad zu setzen, das ist Vorsatz – also ist es auch ein Vorsatz für alles, was dadurch passiert.

Nach langer Zeit erwachte in mir der erwähnte archaische Urtrieb des ›Auge um Auge, Zahn um Zahn‹, Wenn Max bewußt geworden wäre, was er angerichtet hatte – ich hätte keinen Finger gerührt. Aber da war kein Bedauern. Immer nur: Pech gehabt, Gott, was ist schon dabei? Hätte jedem passieren können – ein Kavaliersdelikt. Schade, sagte Max immer wieder, sonst hätte er die Fahrerlaubnis nach einem oder zwei Jahren wiederbekommen und den Wagen behalten können. Jammerschade!

Und dann sagte ich mir: Auch er soll leiden, wenn schon nicht seelisch, dann wenigstens körperlich. Ich nahm ein paar Käfer – Spanische Fliegen, auf deren Gift mich Max aufmerksam gemacht hatte – mit nach Hause, isolierte ihr Gift und bestrich mit ihm die Schachfiguren – beide Farben. Ich hatte beobachtet, wie sich Max jedesmal die Finger benetzte. Scheußlich, nach einem Spiel seine Figuren zu bekommen! Max erkrankte nur vierzehn Tage. Allerdings schwer. Also war die Dosis zu gering. Ich nehme an, er ahnte, daß er Gift bekommen hatte. In der Folgezeit lebte er in panischer Angst, und drei Monate lang war ich der Meinung, daß mir seine Todesangst genügte.« Hallstadt griff wieder nach der Flasche. Da Wrage diesmal ablehnte, schenkte er nur sich selbst ein.

»Sie genügte mir nicht. Am Dienstag der vergangenen Woche entschuldigte ich mich und verschob unser Treffen auf Donnerstag. Zwei Tage hintereinander. Zwei Dosen!« Er trank sein Glas aus und stierte hinein.

»Und nun?« fragt Wrage behutsam. »Wie fühlen Sie sich?«

»Elend«, erwiderte Hallstadt, daß es trotz der Stille im Zimmer kaum zu verstehen war. »Ich bin leer, ausgebrannt, müde, öde ... Ein Mensch, der ein Leben auslöschte, das ebenso lange, sorgenvoll und aufopfernd von einer Mutter und einem Vater aufgezogen wurde. Ich bin nicht besser als irgendein Killer im Film – und der wird ja nur gespielt. Ich bin nicht besser als Max – nein, schlechter, grausamer ... Was habe ich mir angemaßt ... Mörder.« Er stützte das Gesicht in die Hände und begann leise und kläglich zu weinen.

9.

Wrage schlug die Akte zu.

»Soll ich sie zum Kommissionsleiter bringen?« fragte Schröder.

»Das erledige ich selbst.«

Schröder räumte auf seinem Schreibtisch. Mit einem kühlen Blick: »Wenn ich von Ihren entzündeten Fingerspitzen gewußt hätte, wären wir bereits vorgestern ...«

»Wären wir das, wirklich?«

»Ich bitte Sie! Ich habe mir nämlich den Bericht des Gerichtsmedizinischen Instituts durchgelesen. Dort stand ausführlich ...«

Wrage hob die Akte an und ließ sie auf die Tischplatte zurückfallen. »Nun gut, ich habe zwei Tatsachen übersehen, zwei wesentliche Tatsachen. Nehmen Sie's als Beweis, daß auch ich nicht vollkommen bin, daß ich noch eine Menge zu lernen habe. Aber mich im nachhinein mit der Nase darauf zu stoßen, finde ich penetrant. Passen Sie auf, Schröder! Ich muß gestehen, daß mir Ihre Art zuweilen gewaltig auf den Senkel geht. Sie treten den Leuten gegenüber auf wie ein Erzengel, protzen mit ihrem Überverständnis ...«

»So, meinen Sie?« Schröders Gesicht zuckte. »Beweisen *Sie* etwa Verständnis, wenn Sie fortwährend in meiner Gegenwart qualmen? Sie sehen, daß ich den Rauch nicht vertrage, nicht ertrage, daß mir davon übel wird, Sie sehen auch meine Gesten – doch das alles schert Sie nicht ...«

»Ach – Sie wollen den Spieß umdrehen? Tut mir leid, jetzt bin ich dran. Für Sie gibt es nur schwarz oder weiß. Alles ist gerade wie mit einem Lineal gezogen, sachlich, kühl, distanziert. Sie behalten immer die Übersicht. Nur so kann es sein – und nicht anders. Glauben Sie mir, die Zusammenarbeit mit einem Menschen, der solch eine Maxime hat, ist alles andere als erfreulich. Man kommt an Sie nicht 'ran. Mit Ihrer Pedanterie und Besserwisserei bringen Sie jeden zur Weißglut.«

»Wenn Sie es wünschen, werde ich meine Versetzung beantragen«, sagte Schröder. Er kniff die Lippen zusammen.

»Na bitte!« dröhnte Wrage. »Genauso habe ich mir das vorgestellt: Das paßt zu Ihnen. Problem erkannt, klare Entscheidung, gerade, sauber. Der Weg des geringsten Widerstandes.«

»Meinen Sie nicht, daß es Dinge gibt, die einen Menschen und sein Verhalten in irgendeiner Weise bestimmen? Sorgen vielleicht, Nöte. Daß es etwas gibt, was ihn belastet und nur unter Anstrengung die Haltung bewahren läßt?

»Worauf wollen Sie hinaus – wo doch bei Ihnen alles voraussehbar und exakt wie nach einem Dienstreglement verläuft. Vielleicht wäre es wirklich besser, wenn wir uns trennen. Ich möchte am Schreibtisch mir gegenüber einen Menschen sitzen sehen, nicht einen Computer.«

»Ich habe nichts anderes, an dem ich mich festhalten kann. Ich möchte keinen Fehler machen, um mir nicht auch noch von dieser Seite das Leben ...« Schröder lächelte dünn, hoffnungslos. »Es gibt Dinge, die kann man nur mit sich selbst abmachen. Warum noch andere Menschen damit belasten, die ohnehin nichts ausrichten können. Was bleibt mir denn noch?« Er griff in die Brusttasche, zog einen zusammengefalteten Zettel hervor und warf ihn Wrage über den Tisch. »Keine Sorgen, nein? Keine Probleme? Geradlinig, berechenbar? Sie können sich nicht vorstellen, daß Privates auf Berufliches übergreift, daß man durch Umstände geprägt wird, daß man zuweilen ein Supermann sein muß, um das eine vom anderen zu trennen? Vom Verkraften will ich nicht reden. Vielleicht sagt Ihnen dieser Wisch mehr, Sie ... Sie Menschenkenner!«

Wrage faltete fast zornig das Blatt auseinander. Datiert vom

7. Dezember 1984. In fetter Überschrift: Im Namen des Volkes ... Ein Scheidungsurteil!

Warum hatte er nichts erzählt? Es wäre für sie beide einfacher gewesen. Wie mußte dem Mann in den letzten zwei Monaten zumute gewesen sein? Schröder hatte wahrscheinlich zwei Kinder. Er erzählte zwar nichts, aber es waren sicherlich zwei. Er hatte es daraus geschlossen, weil einmal aus Schröders Einkaufsbeutel die niedlichen Köpfe zweier Plüschhunde blickten. Mochte sechs oder acht Wochen her sein. Wer kauft einem Kind schon zwei?

Verdammt, verdammt!

Er ließ das Blatt sinken. »Was bin ich doch für ein Riesenrindvieh«, sagte er. »Ich habe einen bitteren Geschmack im Mund. Muß was dagegen tun. Kommen Sie mit, Schröder? Ich glaube, wir haben uns gegenseitig was zu erzählen.«

31235